

# **Landesbibliothek Oldenburg**

## **Digitalisierung von Drucken**

Dritten Bandes Viertes Stück.

# Oldenburgische Zeitschrift

herausgegeben

von

G. A. v. Halem und G. A. Gramberg.

---

Dritten Bandes Viertes Stück.

---

I.

O t t o M e n c k e.

---

So wie Friedrich Nicolai's Name, wenn es auch seinen Feinden gelingen sollte, seine übrigen Verdienste in den Augen der Nachwelt herabzuwürdigen, dennoch als der Name des Herausgebers der Allgemeinen Deutschen Bibliothek immer litterarisch merkwürdig bleiben wird, so wird auch der Name Otto Mencke, der Name des Herausgebers der Acta Eruditorum, nie untergehen, ja er darf auf die litterarische Unsterblichkeit um so viel eher Anspruch machen, da dieses Werk das erste critische Journal war, welches in Deutschland heraus-



kam, da es sich nicht bloß auf deutsche Werke einschränkte, und da es, in der Sprache der Gelehrten geschrieben, von dem ganzen gelehrten Europa gelesen wurde. Dieser Otto Mencke ist unser Landsmann; es verdient daher sein Andenken jetzt, da seit seinem Tode beynah hundert Jahre verflossen sind, in dieser Zeitschrift erneuert zu werden.

Sein Leben ist am ausführlichsten und authentischsten beschrieben worden von seinem Sohne Johann Burchard M. in einer Rede, die dieser am 27ten Januar 1708. ein Jahr nach seines Vaters Tode, öffentlich zu dessen Andenken hielt, welche aber erst im Jahr 1742. von Otto's Enkel, Friedrich Otto M., in dem ersten Bande der von ihm herausgegebenen *Miscellanea Lipsiensia nova*, (pag. 644 seq.) mit vielen, von ihm hinzugefügten Anmerkungen vermehrt, durch den Druck bekannt gemacht wurde. Alle vor 1742. herausgekommenen Nachrichten von Otto Menckens Leben (in den *Novis litterariis Germaniae*, Hamb. 1707. pag. 92, in den *Mémoires de Nicéron*, Tom. 31. pag. 248. in



Vönnmanns Lebensbeschreibungen gelehrter Männer, Wittenb. 1714. S. 186. und in vielen andern Schriften) sind aus dem, bey seinem Tode von Joh. Cyprian gefertigten academischen Leichen-Programm, welches nur kurze Notizen über ihn giebt, gezogen. Es enthält zwar diese Rede manche Kleinigkeiten, welche ich jedoch in dem folgenden Auszuge derselben nicht ganz übergehen zu dürfen geglaubt habe.

Otto Mencke ward im J. 1644. den 22ten März in Oldenburg \*) geboren. Sein

---

\*) Der Redner beschreibt seinen Zuhörern diese Stadt mit den Worten: *urbs, ut vel nomen indicat, antiquissima, et commercii atque opificiis florens, Frisiae Westphaliaeque contermina. et ad Hontae ripam sita, qui fluvius, inde per pascua foecundissima delapsus, mox Visurgi infunditur, und berührt dann des Lipsius Invectiven gegen Besiphallen, welches zu zwey langen Anmerkungen Gelegenheit giebt, in welchen die berühmtesten Briefe des Lipsius, weil sie in den meisten Sammlungen nicht stehen, ganz abgedruckt sind, und worin ein Verzeichniß gelehrter West-*



Baier war Johann Mencke, H Kaufmann

phälinger gegeben wird, in welchem auch die Oldenburger Joh. Gryphander, Silh. Lubinus, Meno Hanneken, H. Hamelmann, Ant. Günth. Heshusius und Friedr. Menck vorkommen.

\*) Sein Aeltervater war der Kaufmann Helmrich M., dessen Sohn, der Kaufmann Otto M., (gest. 1617.) verheyrathet mit der Tochter des Hoffschneiders Hansmann, zwey Söhne hatte: Johann (geb. 1607. gest. 1680.) und Helmrich, (gest. 1671.) deren jeder eine Tochter des Bürgermeisters Lüder Spießmacher zur Ehe hatte. Von dem jüngern, Helmrich, stammt der berühmte Rechtsgelehrte, Lüder M. ab, dessen Söhne, Gottfried Ludwig und Heinrich Otto, gleichfalls sich als Gelehrte bekannt machten; von dem ältern, Johann, unser Otto nebst 7 Schwestern und einem Bruder, Johann, (geb. 1653, gest. 1697) welcher, wie sein Vater, Kaufmann und Mathseher war, und von dem die noch im Oldenburgischen befindlichen Mencken herkommen. — Dies ist ein Auszug der, in einer Note hinzugefügten, umständlicheren Genealogie der Menckenschen Familie. — Von Lüder Menckens Leben werden in einem folgenden Stücke



und Rathsherr \*) daselbst, der in seiner Vaterstadt in ganz vorzüglichem Ansehen stand. Er starb im 82sten Jahre. Sein Enkel erzählt uns einige Züge aus seinem Leben. \*\*) Er war unter andern in Norwegen gereist, und hatte dort mancherley Fährlichkeiten erlebt. Den Anfang seiner bessern Glücksumstände verdankte er einer Reise zum Kieler Umschlag, welchen er, da des Krieges wegen

dieser Zeitschrift gleichfalls Nachrichten mitgetheilt werden.

\*) In der Geschichte Oldenburgs und in den Nachrichten von Oldenb. Gelehrten im Oldenburgischen Kalender wird er ein Meltermann genannt. Das Collegium der Melterleute ward aber erst im J. 1706. errichtet. (Bouguin<sup>e</sup> erhebt ihn dagegen in seiner Littérar-geschichte zum Bürgermeister.) An beyden Orten wird auch Otto M. irrig Lüder Mendens Oheim genannt; sie waren vielmehr Brüder Kinder.

\*\*) Er fügt hinzu: De cujus optimi senis fatia si ad vos fari uberius vellem, auditores, dies me citius quam disserendi jucundissima materia deficeret.



sein Kaufmann es wagte, dahin zu ziehen, allein mit einem großen Vorrath Leinen besuchte, den er ganz in einem Tage zum höchsten Preise absetzte. Ein Mahler hatte einst sein Bildniß zum trocknen ans Fenster gestellt; und die vorbegehenden Bürger nahmen aus Ehrfurcht unwillkühlich den Hut ab.

Otto Mencke spürte sehr früh schon eine Abneigung, sich, wie sein Vater es sehnlich wünschte, der Handlung zu widmen. Insbesondere hatte er schon als Knabe eine große Neigung zur Geschichte; die Zeitungen, die er von der Post hohlte, lieferte er dem Vater nie eher ab, als bis er sie vorher ganz durchgelesen hatte. Diese Neigung behielt er in seinem ganzen Leben, und war auch in der Folge der erste, der ein sogenanntes Zeitungs-Collegium las. Einst als sein Vater ihm einen Packen auszutragen gab, hielt der Knabe dies Geschäft unter seiner Würde; er legte vor der Hausthür den Packen auf die Erde, und stieß ihn mit dem Fuße über die Straße vor sich her. Der Vater bemerkte es, und beschloß von dem Augenblicke an, seinen Sohn den



Studien zu widmen. Er genoß hierauf des Privatunterrichts des nachmaligen Jeverischen Predigers Eilardus Foltenius, und demnächst des öffentlichen des Rectors Stephani. \*) Er pflegte noch im Alter zu erzählen, daß er auf der Oldenburgischen Schule wider Willen mit der Verfertigung lateinischer Verse sey geplagt worden, obgleich er gar kein Dichtertalent besessen habe, und was für sonderbare Phrasen er mannichmal aus irgend einem *Aerario poetico* zusammen gestoppelt habe. Im J. 1660. bezog er das Gymnasium in Bremen, wo Heintr. Kipping, berühmt durch seine *Antiquitates Romanae*, sein Hauptlehrer war. Einst hatte er nebst zweyen seiner Freunde in einer Schulkomödie die Person des Josephs in drey verschiedenen Lebensaltern vor-

\*) J. B. M. nennt diesen Stephani Polyhistorum insignem, scriptis eruditissimis percelebrem. Fr. D. M. versichert aber in der Note, daß ihm weder von dem Manne, noch von seinen Schriften etwas bekannt sey. Er hat unter andern eine Logik und ein lateinisches Gedicht auf den Weser-Zoll geschrieben.



gestellt. Gleich darauf gehen die drey vereinigten Josephs an die Weser; den beyden Freunden kommt die Lust an, sich zu baden, welches damals streng verboten war; sie springen lachend mit den Worten: nitimur in vetitum, ins Wasser, — und kommen nicht wieder zum Vorschein. Dieser traurige Vorfall erschütterte den Jüngling sehr, und trug dazu bey, daß er sich eine strenge Gewissenhaftigkeit in seinem Betragen zur Pflicht machte.

Im 18ten Jahre zog er nach Leipzig. Unterwegs wurde er von Räubern ausgeplündert, rettete jedoch den größten Theil seines Geldes, welches zwischen Büchern versteckt war, die man zurückließ; er bedauerte dabey nichts mehr, als den Verlust seines Studenten: Degens. Einige Jahre nachher fiel er wiederum auf seinen Reisen Räubern in die Hände, und verdankte abermals den Büchern die Erhaltung seiner Baarschaft. Bey seiner Ankunft in Leipzig war man gerade mit der Abschaffung des Pennalismus beschäftigt, und ließ, deshalß abgefakte strengere Gesetze von den Studenten,



der Kürze wegen von vierzig bis funfzig auf einmal, beschwören. Mit jugendlichem Leichtsinne beschworen alle, was sie nicht zu halten willens waren. Otto Mencke war der einzige, welcher geradezu erklärte, daß er nie einen Eid leisten würde, den man, durch Umstände gezwungen, so leicht zu brechen in Versuchung gerathen könne. Man bewunderte das zarte Pflichtgefühl des Jünglings, und erließ ihm den Eid. Er wurde der Hausgenosse des Professors der Philosophie, Gottfried Schlüter, der als sein Landsmann \*) vielleicht die Ursache war, daß er die Universität Leipzig vor andern bezogen hatte. Zu den Lehrern, deren Unterricht er genoß, gehörte

---

\*) Er war zwar eigentlich nicht in Oldenburg, sondern in Göttingen geboren, wo sein Vater, gleiches Vornamens, Superintendent war. Er war aber doch erst drey Jahre alt, als dieser im J. 1609, als Superintendent nach Oldenburg zog. — Mencke fand auch in Leipzig seinen Landsmann, Anton Günther Heshusius, geb. in Oldenb. 1638, gest. als Prof. der Philosophie in Leipzig 1700.



unter andern der ältere Thomasius. \*) Im Jahre 1662. ward er schon, nachdem er eine Disputation: de identitate intellectus et voluntate inter se et cum anima, vertheidigt hatte, zum Baccalaureus und 1664. zum Magister creirt, und reifete dann auf ein halbes Jahr nach Jena, wo er gleichfalls die Magisterwürde erhielt.

Es war damals noch, vorzüglich in Jena, eine äußerst spitzfindige, scholastische Art zu philosophiren herrschend. Die dortigen Magister hielten diese Philosophie für das non plus ultra der Wissenschaft, und hüteten sich vor nichts sorgfältiger, als daß einer ihrer Leser ihnen Deutlichkeit im Vortrage vorwerfen mögte. \*\*) Auch unser Mencke wurde von dieser Mode mit hingerissen, verlachte jedoch schon wenig Jahre darauf seine Geistes:

---

\*) Jacob Thomasius, Vater des Christian Th. und des Gottfried Th.

\*\*) Quo quis longius aberat a vera sapientia, hoc sapientior putabatur, sagt Fr. D. M. in der Note.



verwirrung, und bedauerte die Zeit, die er auf diese Thorheiten verwandt habe. — Die Magister-Disputation in Jena gab ihm nun Gelegenheit, seine Stärke in diesem Fache zu zeigen; sie handelte nämlich: de praecisione inter creata realiter identificata, num objectiva sit, an vero tantum formalis. Alle Jenische Magister liefen zusammen; alles staunte über die unerhörte Keckheit des jungen Fremdlings, eine aus den tiefsten Tiefen der Philosophie geschöpfte Frage gegen die bewährtesten Kämpfer vertheidigen zu wollen. Ein Magister Hundeshagen, \*) der als der rüstigste Klopffechter und geschickteste Künstler im Spalten der Begriffe bekannt war, erbot sich, den unbärtigen Leipziger zu Schanden zu machen; er verschob aber alle seine scholastische Pfeile umsonst, und Mencke ging als Sieger von dannen. Hierüber entrüstet, kündigte sein Gegner eine Vorlesung an über die Disputirkunst. Sogleich schlug auch Mencke die Ankündigung ähnlicher Vorlesungen an das schwarze

\*) Er wurde bald darauf verrückt.



Brett; und hunderte strömten hinzu, und horchten begierig der Weisheit des zwanzigjährigen Magisters. \*)

Indessen war er doch nicht bloß Lehrer, sondern auch Zuhörer in Jena, und studirte besonders Theologie unter Joh. Musäus. Nach Leipzig zurückgekehrt, setzte er daselbst sein Studium der Theologie vorzüglich unter Joh. Ad. Scherzer fort. Auch bemerkte er, daß sein lateinischer Styl, wodurch er auf dem Gymnasio sich sehr ausgezeichnet hatte, durch die barbarische philosophische Sprache ganz war verderbt worden, und legte sich daher mit Fleiß auf das Studium der römischen Schriftsteller, wodurch er bald wieder eine so große Fertigkeit erhielt, daß seine Programmen in der Folge als Muster einer ächterömischen Sprache gepriesen wurden. Seine Lieblings-Schriftsteller waren der Bellejus Patriculus und der Terenz. Den letztern nahm er im Alter immer mit zu Tisch, und las von

---

\*) J. B. Mencke erzählt diesen Vorfall auch in seiner Rede de Charlataneria Eruditorum.



Zeit zu Zeit darin. Nachdem er 1665. pro loco disputirt hatte: de absoluta Dei simplicitate, zog er auf eine kurze Zeit nach Wittenberg, um den berühmten Theologen Calov zu hören. Hier sollte er gleichfalls Magister werden; es zerschlug sich aber, weil man ihm nicht gestatten wollte, ex cathedra superiori zu disputiren, er es aber unter seiner Würde hielt, nachdem er schon in Leipzig das obere Catheder bestiegen hatte, jetzt wieder um das untere einzunehmen.

Hierauf reifete er nach Oldenburg zurück, und machte, nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, eine Reise nach Holland, wo er die Universitäten Gröningen, Franeker, Utrecht und Leiden besuchte, und nach Brabant. Von Brüssel aus schrieb er seinem Vater, daß er große Lust habe, weiter nach Frankreich zu reisen. Dieser antwortete ihm aber, aus Frankreich bringe man selten etwas Gutes zurück, er sehe nicht ein, was ein Theolog da zu schaffen habe, und befahl ihm, zurückzukommen. Um seinem Landesherrn eine Probe der erlangten Kenntnisse zu geben, hielt



er bey seiner Rückkehr im Speisesaal des Schlosses vor Anton Günthern eine Predigt, welche vielen Beyfall fand. Es gab ihm diese Predigt zufällig Gelegenheit, die Kenntniß des damals 82jährigen Grafen zu bewundern. Dieser gab nemlich nach geendigtem Gottesdienst einem fremden Gesandten Audienz, der ihn in lateinischer Sprache anredete, und dem er sogleich in derselben Sprache ausführlich antwortete. Er verweilte wiederum nicht lange in seiner Vaterstadt, sondern eilte nach Leipzig zurück, nachdem er noch vorher eine Reise nach Kiel gemacht hatte, theils um den Feyerlichkeiten der Stiftung dieser Universität mit beyzuwohnen, theils um Morhof kennen zu lernen, mit dem er von der Zeit an einen ununterbrochenen Briefwechsel unterhielt. Nachdem er in Leipzig einige Jahre als Privat-Dozent zugebracht, daneben unter Schwendörffer die Jurisprudenz studirt, auch im J. 1666. seine zweyte Disputation pro loco, betitelt: *Micro-politia, sive respublica in microcosmo conspicua*, vertheidigt hatte, und 1667. Beysitzer der philosophischen Facultät und 1668. des klein-



nen Fürstencollegiums Collegiat geworden war, erhielt er 1669. in seinem 25sten Jahre die Professur der Moral und Politic. Er verdankte dieses Glück besonders der Empfehlung des berühmten Veit Ludwig von Seckendorf, dessen Freundschaft er sich erworben hatte, \*) und den er oft auf seinem Gute Meuselwitz besuchte. Im Jahr 1670. wurde er auch Baccalaureus der Theologie, und 1671. Licentiat derselben, nach gehaltener Disputation über Röm. 8, 32. 33.

Außer den moralischen Vorlesungen, wobey er Thomasiai Philosophia practica zum Grunde legte, trug er auch die Geschichte vor, und las, wie schon oben erwähnt ist, mit ungeheuerm Zulaufe ein Zeitungs-Collegium. Ferner hielt er Vorlesungen über Boecleri notitia Imperii Germanici, über Hornii orbis politicus, über

---

\*) Seckendorf war damals Kanzler des Herzogs zu Sachsen-Weitz, den gerade die Reihe traf, diese Professur zu vergeben. Er nennt Mencken in seinem Werke: der Christenstaat u. S. 16. im Anhang: seinen besonders geehrten und wehrten Freund.



den Grotius de Jure Belli ac Pacis und über  
Deutsches Jus publicum. Wegen dieser letz-  
tern Vorlesungen, welche so stark besucht wur-  
den, daß die Hörsäle der Juristen leer blieben,  
erhub die Juristische Facultät eine Klage wider  
ihn, die vom Churfürsten dahin entschieden  
wurde, daß es ihm für seine Person, jedoch  
ohne Folgen für die Zukunft, frey stehe, damit  
fortzufahren.

Sein gefälliges Aeußere und sein angeneh-  
mer Umgang erwarben ihm allen Beyfall. In  
seiner Jugend wurde er in Leipzig immer der  
schöne Menckel genannt. Sam. Puffen-  
dorff urtheilte über ihn, daß er sowohl durch  
sein Aeußeres als durch seinen Scharffsinn ganz  
dazu würde geeignet gewesen seyn, Regierungs-  
geschäfte zu übernehmen, oder einen gesandt-  
schaftlichen Posten zu bekleiden. Als die Uni-  
versität im J. 1694. den Huldigungs-Eid leisten  
mußte, wählte man Mencken wegen seiner fei-  
nen Bildung zu dieser feyerlichen Sendung.  
Er pflegte jungen Leuten sehr den Umgang mit  
gebildeten Frauenzimmern zu empfehlen, als die  
beste Schule seiner Sitten. Die Musik trieb



er in seiner Jugend mit vielem Eifer, und brachte es weit darin; noch im Alter spielte er zuweilen die Cithar.

Im J. 1672. heyrathete er eine Tochter des Hofraths Burchard Berlichius, welche als deutsche Dichterin nicht unberühmt war. Sie gebär ihm 1675. einen Sohn, Johann Burchard, der an litterarischem Ruf seinen Vater noch übertraf, und eine Tochter, die an Joh. Christ. Wichmannshausen, Prof. der orient. Sprache in Wittenberg, verheyrathet wurde. Er hatte das Glück, es zu erleben, daß sein Sohn als Gelehrter, besonders als Historiker \*) berühmt wurde, die juristische Doctorwürde erhielt, zum Professor der Ges

---

\*) Auch als Deutscher Dichter unter dem Namen Philander von der Linde. Die neueste Ausgabe seiner sämtlichen Gedichte kam 1722. in 4 Bänden heraus. Von der Linde nannte er sich vermuthlich nach dem Mendenschen Familien-Wapen, welches eine Linde mit zwey danebenstehenden Hunden vorstellt: vielleicht auch nach der Lindenstadt Leipzig.



schichte \*) ernannt wurde, und sich mit einer Tochter des Buchhändlers Gleditsch \*\*) verheyrathete. \*\*\*)

Es waren schon vor geraumer Zeit drey litterarische Gesellschaften in Leipzig entstanden, das Collegium Gellianum, gestiftet 1641., das Coltegium Anthologicum, welches 1655. gestiftet war, und über hundert Jahre geblühet hat, und das Collegium Conferentium, ge:

---

\*) In der Folge wurde er Königl. Churfürstl. Historiograph und Hofrath.

\*\*) Die Gleditschische Buchhandlung hat ein ganzes Jahrhundert hindurch den Verlag der Acta Eruditorum gehabt.

\*\*\*) Er starb 1732. und hinterließ zwey Söhne: Friedrich Otto und Karl Otto, und eine an den Kaufmann Hohmann verheyrathete Tochter. Friedrich Otto Mencke, geb. 1708. machte sich als Philolog und Litterator bekannt. Er war gleichfalls Sächs. Hofrath, und starb 1754. Er war vermählt mit Johanna Catharina Langguth, und hinterließ zwey Töchter und einen Sohn. — Der, vor einigen Jahren verstorbene Preuss. Kabinetstath Anastasius Mencke war kein Nachkomme von Otto M., sondern ein Urenkel von Lüder Mencke.



stiftet 1664. Mencke war Mitglied der beyden ersten Gesellschaften, welche sich wöchentlich einmal versammelten, und sich hauptsächlich mit Mittheilung litterarischer Neuigkeiten und Auszüge unterhielten. Beyde hatten aber ungefähr im Jahr 1680. ihre Versammlungen eine Zeitlang eingestellt. Die Anthologische lebte nach einigen Jahren wieder auf; die Gellianische wurde im Jahr 1682. durch Mencke, jedoch nicht unter demselben Namen, regenerirt. Er schlug nämlich einigen Gelehrten, welche Mitglieder derselben gewesen waren, vor, ihre ehemaligen Arbeiten fortzusetzen, aber sie nicht zur Unterhaltung der Gesellschaft zu bestimmen, sondern sie durch den Druck bekannt zu machen.

Frankreich besaß schon seit 1666. sein berühmtes Journal des Savans, \*) Italien seit 1668. ein minder bekanntes Giornale de' letterati, welches aber mit dem Jahre 1681. auf:

---

\*) Zuerst dirigirt von M. de Sallo, Cons. au Parl. de Par. unter dem angenommenen Namen Hédouville.



hörte. \*) Die Errichtung eines ähnlichen Instituts für Deutschland, wodurch zugleich die französischen Gelehrten mit den Producten der Englischen, Holländischen und Deutschen Litteratur, welche bis dahin im Journal des Savans fast gar nicht angezeigt waren, bekannt gemacht würden, war Menckens Absicht bey der Restauration jener gelehrten Gesellschaft. Ein solches Unternehmen war damals, da der Buchhandel noch nicht so ausgebreitet war, und der Mangel an gelehrten Zeitungen und Journalen die Kenntniß der auswärtigen Litteratur so sehr verzögerte, mit unendlich größern Schwierigkeiten verbunden, als es solches jetzt ist. Otto Mencke entschloß sich daher, um auswärtigen Gelehrten durch persönliche Bekanntschaft Zutrauen zu seinem Werke einzufößen, sie um ihren Beystand bey demselben zu ersuchen, und so zu einem weitverbreiteten litterarischen Briefwechsel Gelegenheit zu geben, eine Reise nach England und Holland zu ma-

---

\*) Der erste Herausgeber war der Abbate Francesco Nazari.



chen. Er trat diese Reise im J. 1680. an, in Gesellschaft seines nachherigen Schwagers, des Professors der Mathematik, Christoph Pfauz. \*) Seine Frau und Kinder begleiteten ihn bis Oldenburg, wo sie sich während der Reise bey seinem alten Vater aufhielten. Zu den Gelehrten, deren nähere Bekanntschaft er machte, gehörten: Sande in Amsterdam, Gravius in Utrecht, Leeuwenhoek in Delft, Nic. Heinsius in Bienen, Melder, Paul Voet und Jac. Gronovius in Leyden, die Herausgeber der Acta sanctorum, die Jesuiten Henschenius und Papebroch in Antwerpen, Johann Fell, Ed. Bernard und Joh. Wallis in Oxford, Isaac Vossius, Thom. Gale und Robert Boyle

---

\*) Er lieferte zu den ersten Jahrgängen der Acta Er. nicht bloß Anzeigen von Büchern, sondern auch mathematische Abhandlungen und astronomische Observationen. Er stand mit dem berühmten Hevelius beständig in Briefwechsel, dessen mitgetheilte astronomische Beobachtungen eine vorzügliche Zierde der ersten Jahrgänge des Werks sind.



in London. Nach seiner Rückkunft verweilte er so lange in Oldenburg, bis die in Leipzig damals wüthende Pest vorüber war. Von Leipzig aus suchte er dann auch in den Ländern, die er nicht bereiset hatte, in Italien und Frankreich, einen gelehrten Briefwechsel anzuknüpfen, und war so glücklich, die vorzüglichsten Litteratoren dieser Länder dazu bereitwillig zu finden. Nach diesen Vorbereitungen ging er mit seinen Leipziger Freunden, die sich zu dem Ende immer in seinem Hause versammelten, an die Arbeit, und es erschien im Jahr 1682. in monatlichen Hefen der Erste Band der Acta Eruditorum. \*) An diesem Ersten Bande hatten gearbeitet: Mich. Ettmüller, Val. Alberti, Joh. Clearius, Friedr. Ben. und Joh. Ben. Carpzov, Joh. Bohn, Ad. Rechenberg, Ant. Günth. Heshusius, Heintr. San. Eckhold, Chris-

---

\*) In einem, auf die A. E. herausgekommenen Gedichte heißt es unter andern:

Et tua ne pergas jactare Diaria, Galle;  
 Nam quo te superet, nunc Alemannus  
 habet.



stoph Pfauz, Joh. Cyprian, Thom. Ittig und Romanus Zeller, und die auswärtigen Gelehrten: Joh. Flamsteed, Jac. Spon und Adam Adamandus Kochanski. In den nächstfolgenden Bänden hatten, außer vielen Leipziger Professoren noch Antheil: Leibniz, Eschirnhäuser, Bernouilli, Wolff, Seckendorff. Otto Mencke lieferte selbst nur wenig Anzeigen, dirigitte aber das Ganze, führte die damit verbundene ausgebreitete Correspondenz, schaffte die Bücher an, vertheilte sie unter die Mitarbeiter, und feilte die Anzeigen mitunter aus. \*) Es wurden nicht bloß Bücher: Anzeigen, sondern auch eigene Abhandlungen, \*\*) Bemerkungen und Lebensbeschrei-

---

\*) Gundling sagt in seinem Discurs über die Litt. Gesch. "der Mencke brauchte die Klagenstros; und wenn er ja bisweilen ein Extract machen machte, so war es von den schlechtesten." Fr. D. M. vertheidigt seinen Großvater ausführlich in einer Note gegen diese Verläumdungen.

\*\*) Diese Abhandlungen u. wurden in Venedig 1740. und folg. in 7 Bänden in 4. gesammelt.



bungen von Gelehrten geliefert; viele erläuternde Kupferstiche vermehrten noch die Brauchbarkeit des Ganzen. Bey Otto's Leben erschienen 25 Bände, nebst 3 Supplementbänden und 2 Bänden mit Registern über die beyden ersten Decaden. \*) Er wurde anfangs bey

---

\*) Sein Sohn, Joh. Burch. M. setzte das Werk, dessen fernere Besorgung ihm vom Vater noch auf dem Todtbette war zur Pflicht gemacht worden, gleichfalls 25 Jahre bis 1732. fort. Darauf übernahm es dessen Sohn Friedr. Otto, mit dem veränderten Titel: Nova A. E. Nach dessen Tode 1754. wurde es im Namen und auf Kosten der Menschenschen Erben fortgesetzt, welche die Direction dem Prof. Karl Andr. Bel übertrugen, mit dessen Tode 1782. das Werk erlosch. Die ungeheure Menge von Journalen und Zeitungen, die seit einem Jahrhundert nach und nach entstanden waren, war wohl die Hauptursache, daß der Erstling von allen endlich vom Schauplatz abtreten mußte. Zum Theil lag auch wohl die Schuld an dem minder thätigen Redacteur. Die letzten Jahrgänge erschienen immer mehrere Jahre später, als der Titel angiebt. Der letzte Jahrgang ist der von 1776. Er erschien aber erst 1782. und enthält auch Anzeigen von Büchern, die



seinem Unternehmen vom Churfürsten unter-  
stützt. Noch bey seinen Lebzeiten fand er

---

von 77. bis 82. erschienen waren, so daß also  
in so ferne dies Institut gerade ein Jahrhun-  
dert gedauert hat. Zu den ersten Actis er-  
schienen 10, und zu den Novis 8 Supplement-  
bände. Die General-Indices sind nur zu den  
6 ersten Decaden und den bis dahin heraus-  
gekommenen Supplementen erschienen. Das  
ganze Werk besteht also aus 119 Bänden,  
nämlich:

Acta Eruditorum a. 1682. — 1731. publi-  
cata. 50 Vol.

Ad acta Er. supplementa. Vol. I. — id.  
Lips. 1692 — 1734. 10 Vol.

Nova Acta Er. a. 1732 — 1776. public.  
Lips. 1732 — 1782. 45 Vol.

Ad Nova Acta Er. Supplem. Vol. 1 — 8.  
Lips. 1735 — 1757. 8 Vol.

Indices generales Primi — Sexti A. E.  
Decennii nec non Suppl. Lips. 1693 —  
1745. 6 Vol.

Nach Otto Mendens Tode waren die Haupt-  
Mitarbeiter: Graf Heint. v. Bünan, Joh.  
Erh. Kapp, Gessner, Heumann, Er-  
nesti, Reiske, Deyling, Börner,  
Kloß, Bel. — Die teutschen Acta Eru-  
ditorum erschienen zu Leipzig von 1712 — 39.



Nachahmer an Thomasius, Tenzel, von Mellen und Eccard. \*) Es gab ihm dieses Institut auch die schönste Gelegenheit, sich eine treffliche Bibliothek zu sammeln, wozu er schon als Gymnasiast in Bremen den ersten Grund

in 240 Theilen oder 20 Bänden in 8. und wurden fortgesetzt unter dem Titel: Zuverlässige Nachrichten u. s. w. von 1740—1757. in 216 Theilen oder 18 Bänden. Sie wurden dirigirt bis 1720. von Just Gotth. Rabener, dann von Jöcher. — Joh. Burch, Mencke stiftete auch neben den Actis Er. noch im Jahr 1715. die Leipziger gelehrte Zeitung, welche ebenfalls von Friedr. D. M. und von Bel, sodann von Adelung und Beck, fortgesetzt wurde.

\*) Chr. Thomasius gab 1688. und 89. heraus; Scherz- und ernsthafte Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher; Tenzel von 1689—99. die Monathlichen Unterhaltungen, und von 1704—1706. deren Fortsetzung, die Cürieuse Bibliothek; — von Mellen in Lübeck v. 1699—1708. die Nova litteraria maris Balthici et Septentrionis; Eccard in Hannover, von Leibniz unterstützt, von 1700—1702. die Monathlichen Auszüge.



gelegt hatte, als daselbst gerade ein Buchladen  
ausverkauft war, und die Bücher zu einem sehr  
wohlfeilen Preise verkauft wurden. \*)

Otto Mencke starb an einem Schlagflusse  
im 63sten Jahre seines Alters, am 18ten Jan.  
1707.

Er hatte fünfmal das Prorektorat verwalt  
et; im J. 1697. war er Decemvir der Unis

---

\*) Joh. Burch. Mencke vermehrte in der Folge  
diese Bibliothek außerordentlich. Er verkaufte  
gleich nach seines Vaters Tode einen Theil der  
theologischen und moralischen Bücher, und ver-  
stärkte dagegen die Fächer der Geschichte, An-  
tiquitäten, Numismatik und Philologie so sehr,  
daß diese Bibliothek eine der berühmtesten in  
Deutschland wurde. Er machte sie zu einer  
öffentlichen Bibliothek, so daß ihr Gebrauch  
einem jeden frey stand, so sehr auch diese Er-  
laubnis von vielen gemißbraucht wurde, und  
gab zuerst 1723. dann 1727. einen vortreffli-  
chen, mit seinem Bildniß gezierten Catalog  
davon heraus, unter dem Titel: Bibliotheca  
Menckeniana, ab Ottono et Jo. Burchardo  
Menckenii, patre et filio, multorum anno-  
rum spatio studiosè collecta. Vermuthlich  
überstieg die große Kostbarkeit dieser Bibliothek



versität, und 1700. (durch den Tod des Ant. Günther Heshusius) des großen Fürsten. Collegiums Collegiat geworden.

Sein Amt und sein Journal beschäftigten ihn so sehr, daß ihm keine Zeit zu Abfassung von Schriften übrig blieb. Er gab jedoch von neuen heraus:

Marci Zucrii Boxhornii historia universalis sacra et profana. Lips. 1675.

4. mit einem von ihm, jedoch ohne Namen

seine Vermögens-Umstände. Er verkaufte die kostbarsten Werke noch bey seinem Leben in den Jahren 1729—31. indem er sie in kleinen Verzeichnissen mit beygesetzten Preisen ausbot; der Ueberrest wurde gleich nach seinem Tode verkauft. Sein Sohn fing aber gleich wieder an zu sammeln, und hinterließ bey seinem Tode eine Bibliothek von mehr als 23,000 Bänden, worin sich vornemlich die Fächer der Philologie und Litterargeschichte auszeichnen. Das gleichfalls mit seinem Bildniß gezierte Verzeichniß derselben, wonach sie nach seinem Tode öffentlich verkauft wurden, erschien in 3 Bänden in den Jahren 1755. 56. 57.



nung seines Namens, hinzugefügten An-  
hänge, die Geschichte der letzten 10 Jahre  
enthaltend.

und: Georgii Hornii orbis politicus.  
Lips. 1675. 12. Diese Ausgabe ist von  
ihm mit Anmerkungen versehen, und von  
vielen Fehlern gereinigt.

Auch besorgte er von den folgenden Engltz-  
schen Werken, weil sie in Deutschland schwer  
zu haben waren, in Leipzig wohlfeilere Ab-  
drücke:

Marshamii Canon chronicus Aegyptia-  
cus, Hebraicus et Graecus. 1676.

Henrici Norisii Historia Pelagiana.  
1677.

und: Guil. Camdeni Annales rerum An-  
glicarum regnante Elisabetha.

Seine Dissertationen und Program-  
me waren schon 1742. sehr schwer aufzutrei-  
ben. Folgendes ist das Verzeichniß, welches  
sein Enkel damals von denen lieferte, die er  
besaß, oder von denen er Nachricht bekommen  
hatte:



III. Dissertationen:

De identitate intellectus et voluntatis inter se et cum anima. 1664.

De praecisione inter creata realiter identificata, num objectiva sit, an vero tantum formalis. Jenaë. 1664.

De absoluta Dei simplicitate. 1665.

Micropolitia, id est, respublica in microcosmo conspicua. 1666.

De Thomae Hobbesii Epicureismo. 1660.

De acquisitione originaria juris in personas. 1660.

Num peccata omnia sint aequalia? 1670.

Exercitatio theologica ad Cap. 8. Epistolae ad Romanos, vers. 31. 32. 1671.

De prudentia festinandi lente. 1671.

De jure majestatis circa venationem. 1674.

Ad excursum Baronii Tom. 10. Annal. ad annum 996. §. 38. seq. de origine Electorum s. Rom. Imp. 1676.

Ad Hug. Grotii L. 2. de J. B. ac P. C. 20. §. 3. et seq. de vindictae privatae licentia. 1677. (Resp. Ant. Günth. Faselio.)

De justitia auxiliorum contra foederatos. 1685.



Propaedia politica ad Justi Lipsii Politicorum  
Librum I. 1693.

2. Programme:

De Gabrielis Naudaci considerationibus  
politicis super arcana status, libro errorum  
Machiavellicorum plenissimo. 1669. — De  
Christo in leonis habitu. 1671. — De Christo  
cum phoenice comparato. 1671. — De Para-  
cleti nomine, et Christo et Spiritui S. in  
Scriptura S. tributo 1671. — De palma, victo-  
riae symbolo. 1671. — De personarum illu-  
strium in studia litteraria beneficentia. 1671.  
— De vinculo Saxoniae et Hassiacae domus  
per matrimonia confirmato. 1671. — De Ge-  
orgii Hornii orbe politico, libro utilissimas  
civilis doctrinae institutiones complectento.  
1671. — De eo quod in Hugonis Grotii Jure  
Belli ac Pacis egregium est. 1672. — De lau-  
dationum funebrium antiquitate. 1677. — De  
iis qui repulsam tulerunt, ex historia tam  
Graeca quam Romana. 1677. — De honori-  
bus Augusto olim reduci decretis. 1681. —  
De Georgio Hornio in artes et scientias libe-  
rales iniquissimo. 1681. — Renati Rapini de



Demosthene et Cicerone sententia explicata. 1685. — De canonizatione Sanctorum. 1685. — De potenti manu Dei in seculi 17. historia imprimis conspicua. 1691. — De orthodoxia et heterodoxia Philosophorum. 1691. — De Pindari, Lycophronis et Dionysii Alexandrini novis editionibus, e theatro Sheldoniano emissis. 1697. — Specimen lucubrationum Ezechielis Spanhemii in Callimachum. 1697. — Historia Missionum Societatis Jesu ad Indos. 1697. — Num opera, quae sub S. Dionysii Areopagitae nomine circumferuntur, genuina sint, an supposititia? 1703. — De motibus in Ecclesia Gallicana per librum: Cas de conscience proposé par un Confesseur de province, excitatis. 1703. — Notitia literaria operum Euclidis, a Dav. Gregorio Oxonii editorum. 1703. — De origine Domus Hohenzolleranae. 1703. — An recentiores Logici, quos ab ideis non male, parum licet latine, ideales dixeris, semet aliis artis ratiocinativae magistris jure meritoque praeferant? 1704.

L. W. C. v. Halem.



II.

Ueber die Forstnaturgeschichte der  
Eiche, und deren Bewirthschaf-  
tung; ein Beytrag für den Land-  
mann, welcher zugleich Holz-Eigen-  
thümer ist.

Man findet wenige Länder, wo die pflichtigen  
Unterthanen so beträchtlich eigenthümliche Höl-  
zungen haben, wie im Herzogthum Oldenburg;  
hauptsächlich sieht man auf dem Ammerlande  
schöne Hölzungen und von geringerm Werthe  
hat fast ein jeder Bauerhof auf der Geest  
Holz, welches — wenn die Eigenthümer ge-  
hörige Kenntnisse von dem Erziehen, dem  
Werthe und der Bewirthschaffung des Eichhol-  
zes gehabt, und ihre Hölzungen in forstmäßigem  
Stande erhalten hätten — jetzt unstreitig  
eine Fülle des Reichthums über die Geest-  
Bewohner ausbreiten würde.

Wegen der noch vorhandenen beträchtlichen  
Eichholzungen, welche die pflichtigen Untertha-  
nen des Herzogthums Oldenburg besitzen, glaube



ich Veranlassung genug zu haben, die Forstnaturgeschichte der Eiche, woraus zum Theil die beste Art, Eichen anzuziehen, und Hölzungen zu bewirthschaften entspringt, gemeinnützlich bekannt zu machen; und durch den jährlich steigenden Werth des Holzes die Eigenthümer zu bewegen, ihre Hölzungen ferner nach Forstwissenschaftlichen Grundsätzen zu behandeln. Ich werde meine Bemerkungen in zwey Abschnitte eintheilen:

1. die Forstnaturgeschichte der Eiche,

2. die Vortheile, welche zum Bewirthschaften mittler und kleiner Hölzungen jedem Holz-Eigenthümer zu wissen unentbehrlich sind, und größtentheils aus der Forstnaturgeschichte entspringen.

Den ersten Abschnitt werde ich in drey Perioden zerfallen lassen, nämlich:

- a) Von Entstehung der Blüthe, bis die gereifte Frucht abfällt.
- b) Von dem Keimen der Frucht, bis



der Eiche in freyem Stande zum Verpflanzen tauglich ist.

e) Von diesem Zeitpuncte an, bis die Eiche ihre größte Vollkommenheit erreicht hat, und wieder abnimmt.

Den zweyten Abschnitt werde ich in folgenden Eintheilungen erörtern, als

a) die natürliche und künstliche Besaamung der Eiche,

b) das Verpflanzen des Eichestems,

c) die Bewirthschaftung der Eichehölzungen, und die Nutzbarkeit der Eiche selbst.

Es ist nicht der Zweck dieses Aufsazes, den Landmann zu einem Naturforscher zu bilden, sondern ihm Regeln zu geben, nach welchen er sein Holz zu eignem Nutzen bewirthschaften kann. Daher werde ich so gedrängt wie möglich, und in so weit nur die angegebenen Perioden des ersten Abschnitts beschreiben, als dadurch dem Holzeigenthümer diejenigen Vortheile einleuchtend werden müssen, welche ich



in dem zweyten Abschnitte weitläufiger auseinandersetzen, mir vorgenommen habe.

Die Vaterländische Eiche, welche man in jeder Hinsicht die Königin unserer Forsten nennen kann, theilt sich in zwey Gattungen:

die Sommer- oder Stiel-Eiche, *Quercus foemina*, und

die Winter- oder Trauben-Eiche, *Quercus robur*.

Diese beyden Eicharten sind einheimisch, und obgleich sich in großen Hölzungen Eichen finden, welche in Hinsicht ihres Landes, oder ihrer Frucht, von der nachstehenden Beschreibung abweichen, so muß man sie deshalb nicht wie eine besondere Art auszeichnen, sondern es bloß als ein Naturspiel ansehen. Man hat sich zwar bemühet, ausländische Arten von Eichen anzuziehen, weil diese aber im Ganzen genommen, mit dem Klima, und dem Grunde und Boden sich nicht so gut, wie einheimische, behelfen können, — am allerwenigsten in den nördlichen Theilen Deutschlands, — so beschränke ich mich allein auf die Vaterländische Eiche.



Erster Abschnitt. Die Forstnaturgeschichte der Eiche.

a) Von Entstehung der Blüthe, bis die gereifte Frucht abfällt.

Die Eiche gehört unter die Laubtragenden Holze, und zwar unter die Monoecia, weil sie ihre männliche und weibliche Blüthen auf einem Stamme trägt. Obgleich sich das Ausbrechen des Laubes und der Blüthen größten Theils nach der früh eintretenden milden Witterung richtet, so kann man dennoch im Durchschnitt Anfangs May als die bestimmte Zeit annehmen, wo die Befruchtung der Sommer Eiche anfängt. Die männlichen Blüthen erscheinen alsdann mit den Fruchtknospen der Blätter, und hängen fadenartig in grün behüllten Büscheln von den jungen Trieben herab. Die weiblichen Blüthen erscheinen einzeln, auch paarweise, wie kleine rothe Knöpfe auf den Stielen an den jungen Trieben, zwischen den Blättern. Nach der Befruchtung werden die männlichen Blüthen bräunlich, vertrocknen und fallen ab, die weibliche Blüthe hingegen bildet die Frucht, welche im Anfange



sehr langsam fortwächst, so daß sie im August Monat kaum die Hälfte ihrer Größe erreicht hat; von dieser Zeit aber bis Ende Septembers — da die Frucht der Sommer Eiche ihre Reife erhält — wächst sie zunehmend, und zeigt sich merklich durch ihre langen Stiele, wodurch die Sommer: Eiche auch den Namen der Stiel: Eiche bekommen hat. Die aus der weiblichen Blüthe entstandene Frucht ist die Eichel; sie besteht aus einem markigen Kern von zwey an einander geschlossenen Cap: pen, oelichter Substanz, die mit einer grünen Schabe bedeckt sind, welche sich bey dem Reife werden braun färbt; dieser umhüllte Kern ist unten von einer Napfähnlichen halbrunden Hülse eingeschlossen und festgehalten, an welcher der Stiel sich befindet. Die Eichel macht sich, sobald sie reif ist, oder wenn sie beschädigt worden, noch vor der Reife von selbst aus dieser Hülse los, und fällt herab. Die Winter: oder Trauben: Eiche hat, außer folgenden Abänderungen, alles mit der Sommer: Eiche gemein. Die Zeit der Befruchtung pflegt bey der Winter: Eiche 14 Tage später anzufangen,



die weibliche Blüthe, welche die Frucht bildet, sitzt traubenartig dicht zwischen den Blättern. Die Frucht wird nicht so groß, wie die der Sommer-Eiche, reift 14 Tage später, und fällt auch so viel später ab.

b) Von dem Keimen der Frucht, bis der Eichheister im freien Stande zum Verpflanzen tauglich ist.

Sobald die unbeschädigte reife Eichel herabfällt, ist schon der Wurzeltrieb und der Keim, welcher sich bald entwickeln soll, gebildet; und man kann im Januar beyde schon mit bloßem Auge erkennen. Das abgefallene Laub giebt der Eichel eine natürliche Bedeckung, welche sie vor Frost schützt, und durch Wärme den Keim hervorlockt. Aber auch ohne diese Decke saugt sich oftmals die Eichel in loser Dammerde u. s. w. an, und wächst fort.

Obgleich die wärmere Witterung einen kurzen Zeitunterschied bewirken kann, so nimmt man doch im Allgemeinen den Monat April, als den Zeitpunkt an, wo die Eichel zuerst ihre Wurzel und unmittelbar darauf den Keim treibt. Es wird zwar noch häufig dafür gehalten, daß der



Keim der Sommer: Eiche grünlich, der der Winter: Eiche röthlich erscheine; genauere Bemerkungen aber bestätigen es, daß die Verschiedenheit der Farbe des Keims hauptsächlich von der Temperatur, oder von dem geschwindern und langsamern Aufkeimen, also von der Güte des Grundes und Bodens, herrühre.

Aus der oberen Mündung der Eichel entspringt die Wurzel und der Keim, beyde dehnen die Cappen des Kerns von einander, und zersprengen die holzartige Umgebung. Die Wurzel geht senkrecht in die Erde, und erhält in 3 Monathen eine Länge von 5 bis 8 Zoll überall mit kleinen Haarwurzeln bis an das äußerste Ende gleichsam übersäet. Der Keim wächst in dieser Zeit 3 bis 5 Zoll gerade auf, und treibt 4 bis 5 länglichte Blätter auf der Spitze, mit ungleich runden Einschnitten, welche im Anfange Halbbroth und bräunlich, nachher hellgrün, und gegen den Winter dunkelgrün werden. Im Ganzen genommen, und besonders bey größern Bäumen, ist das Laub der Winter: Eiche von dunkelgrüner Farbe, und festerem Zellgewebe, als das der Sommer: Eiche. Gegen Ende



Julius fängt die junge Lode an mehr innere  
 Festigkeit zu bekommen und holzartig zu werden.  
 Im guten Stande pflegt sie alsdann wohl noch  
 einige Zoll in die Höhe zu treiben, und 5 bis  
 6 Blätter auszusethen; bey schlechter Witterung,  
 magerem Boden und andern widrigen Zufällen,  
 zeigt sich nur eine Knospe auf ihrer Spitze,  
 welche die Blätter in sich faßt. Starke Nacht-  
 fröste, welche dem ersten Keim der Eichel sehr  
 gefährlich sind, und solchen größtentheils tödten,  
 haben es bewiesen, daß die Eichel mehrere Keime  
 in sich enthält, indem — wenn der erste Keim  
 erfroren ist — ein, zuweilen auch zwey neue  
 Keime hervorsprossen. Diese zweyten Keime  
 sind aber nicht nur weit zarter, als die ersten,  
 und durch jeden Zufall eher zerstörbar, sondern  
 sie treiben auch nur eine widrige Samenlode,  
 und geben selten einen guten Pflänzling. Der  
 Keim sowohl, als die Wurzel, ist mit einer  
 Oberhaut umgeben, welche sich über das Zell-  
 gewebe der Pflanze und der Blätter erstreckt.  
 Diese Oberhaut bildet nächstdem an dem Stamm  
 die Borke. Im ersten Frühjahre erhält die  
 Samenlode ihre hauptsächlichliche Nahrung von



der Mutter: Eichel, welche der Keim und die Wurzel zersprengten; obgleich bey fruchtbarer Witterung die junge Pflanze, sowohl durch ihre Säuger an der Pfahlwurzel, als auch durch die Blätter, oftmals einen Zuschuß von Nahrung erhält, welcher sich durch einen doppelten Schuß des Stammes und der Blätter bald offenbaret.

Im zweyten Jahre vertrocknen die Tappen der Eichel, da ihre ölichten Theile aufgezehrt sind, und die Pflanze vegetirt durch eigene Nahrung; das geschwinde Fortwachsen des Eichen-Pflänzlings beruht auf mehreren Ursachen.

Der angemessene Grund und Boden, und die fruchtbare Witterung, befördern dessen Wachsthum in eben dem Grade, wie das Gegentheil und Beschädigungen aller Art deren Wachsthum behindern.

Schon im ersten Jahre zeigt die Samensode diejenigen Theile, welche zu ihrem Fortwachsen unentbehrlich sind; als die Wurzeln mit ihren Saug: Gefäßen, wodurch die wässerigen Nahrungstheile aus der Erde angezogen werden, die von der Oberhaut bedeckten Saströhren,



durch welche die Nahrung heraufsteigt, und indem diese sich ausdehnen, und von Jahr zu Jahr durch neue ergänzt werden, die stärkere Form des Stammes erzwingen; die aus einem feinen Zellgewebe bestehenden Blätter, welche nicht nur die schlechten und überflüssigen Nahrungstheile verdünsten, und andere Nahrungstheile aus der Luft einsaugen, sondern auch den verfeinerten, ich möchte sagen destillirten, Nahrungsaft durch die innern Röhren-Lagen wieder herschicken, und den Kern des Holzes bilden. Indem nun dieser markichte Kern verholzet, und dem jungen Baum die erste innere Festigkeit giebt, zeigen sich auch von der Mitte ab sogenannte Seitenröhren, oder Strahlenwände, welche nach der Peripherie ausgehen, und nächstdem den ganzen Stamm durchstreichen. Man kann sich von dem Daseyn der Strahlenwände am besten überzeugen, wenn man abgesägte Blöcke spaltet, wo alsdann die Spalte immer nach der Mitte hin sich zeigt, obgleich das Röhren-Gebäude, welches die Nahrung hinauf und herunter leitet, horizontal läuft; die Saströhren, wodurch die Nahrung



hinauf getrieben wird, heißen nachher der  
 Splint oder das unreife Holz, so wie die  
 Oberhaut, wenn sie älter wird, zur Borke ver-  
 holzet, und über dem Splint eine Saft-  
 haut zurück läßt. Man sieht daher wie unentbehrlich  
 zum Fortwachsen einer Eiche die Wurzeln und  
 Blätter mit dem Stamm in Verbindung stehen.  
 Hat der angehende Eichkeiser genugsame Nah-  
 rung, und wird er von keinem Zufalle beschädigt,  
 so setzt sich jährlich ein neuer Ring von Saft-  
 röhren, unter der Borke, so wie auch jährlich  
 die innere Röhrenlage des Splints reift, und  
 in Strahlenwände verwandelt wird; wodurch  
 man bey einem abgesägten Baum — wenn er  
 noch gesund ist — genau sein Alter erfahren  
 kann, weil von der innern Markröhre an, ein  
 jeder Jahresring, welcher sich verholzet hat,  
 sichtbar ist. Wie sich nun die Wurzeln in der  
 Erde verlängern und ausbreiten, wächst der  
 Stamm verhältnißmäßig zunehmend über der  
 Erde, treibt gerade Schößlinge, und breitet  
 seine Zweige aus, so daß bey guter Lage und  
 geschlossenem Stande, in Zeit von 12 bis 15  
 Jahren, er die Höhe von 10 bis 16 Fuß und



1½ bis 2 Zoll Stammstärke bekommt und zum Verpflanzen im freyen Stande tauglich ist. Die Nachtfroste im Vorsommer sehen einen Eichheister zwar zurück, wenn die ersten Triebe erfrieren, oder die Raupe die Zierde seines Hauptes benagt; allein schon um die Mitte des Sommers zeigt der zweyte Trieb, daß seine innere Kraft dergleichen Unfällen nicht mehr unterliegt.

c) Von diesem Zeitpuncte an, bis die Eiche ihre größte Vollkommenheit erreicht hat, und wieder abnimmt.

Wenn der Eichheister, welcher nun zu einem Baum aufzuwachsen anfängt, den ihm zur Nahrung angemessenen Boden hat, unbeschränkt in die Höhe sehen kann, und keine zufällige oder gewaltsame Beschädigungen erleidet, so bildet sich jährlich ein neuer Ring, es treiben neue Wurzeln um dem Stamm mehr Nahrungstheile zuzuführen, die Zweige vervielfältigen sich, geschmückt mit unzähligen Blättern, welche verdünsten und einsaugen, und so steigt langsam die majestätische Eiche zur Krone der



Wälder empor. Den gesunden Eicheheister zeichnet übrigens eine glatte silberfarbige Spie; gelborke aus, und ein glänzendes grünes Laub ziert die schlanken Zweige; bey zunehmender Stärke aber, kann sich die Borke nicht in dem Grade mehr ausdehnen, in welcher der Baum zuzunehmen anfängt; sie wird daher an mehreren Orten gesprengt, bekommt Risse, wodurch Vertiefungen und Erhöhungen entstehen, welche nach und nach verholzen, und am Ende mit Moos bedeckt dem Eichbaum das ehrwürdige Ansehn geben, welches ihm selbst im höchsten Alter zur Zierde gereicht. Die Sommer-Eiche läßt im Winter das abgestorbene Laub fallen, die Winter-Eiche hingegen behält das Laub so lange, bis die Knospen anfangen wollen, ihre neuen Blätter zu entwickeln.

Hey gutem Stande und Wachsthum kann die Eiche 2 bis 300 Jahre zunehmen, und im Umfange gewinnen, sobald sich aber kein neuer Ring mehr ansetzt, fängt ihre Abnahme und allmähliges Absterben an. Man kann das Absterben einer Eiche am deutlichsten wahrnehmen, wenn man die Zweige der Gipfel



kraus und moosig, und mit ihnen die Spitzen  
 der Zweige von Blättern entblößt sieht. Dies  
 Augenmerk deutet auf eine Stockung der Säfte,  
 welche — nach dem gewöhnlichen Lauf der  
 Dinge — in der Markröhre anfängt, und den  
 Ulm erzeugt; dieser frißt immer weiter um  
 sich, und zerstört in gleichem Verhältnisse den  
 Baum, wie er im Anfange seines Werdens  
 gebildet wurde. Es giebt freylich Ausnahmen  
 von dieser Regel, welche ich auch nur, als die  
 gewöhnliche, angesehen wissen will, die sich auf  
 das natürliche Absterben einer Eiche bezieht. x  
 Durch äußerliche Beschädigungen kann die  
 Stockung der Säfte an der Seite des Baums  
 eine Fäulniß zu Wege bringen, welche nur  
 dann erst die inneren Marktheile ergreifen  
 würden, wenn sich der Ulm bis dahin durch-  
 gefressen, so wie durch mehrere Krankheiten,  
 unterdrückten Stand u. s. w., die Eiche zum  
 Absterben gezwungen werden kann, ohne daß  
 die innern Marktheile angegriffen werden. Es  
 würde aber nicht nur zu weit führen, sondern  
 auch meinem Endzwecke keinesweges entspre-  
 chen, wenn ich mich hierüber in ein genaues



Detail einlassen wollte. Nach allen Erfahrungen kann die Eiche, im natürlichen Zustande des Entstehens und Absterbens, ein Alter von 4 bis 600 Jahren erreichen, bis die Spur ihres Daseyns gänzlich erloschen ist.

Ich gehe nun zu dem zweyten Abschnitte über, nämlich:

Die Vortheile, welche zum Bewirthschaften mittler und kleiner Hölzungen jedem Holz-Eigenthümer zu wissen unentbehrlich sind, und größtentheils aus der Forstnaturgeschichte entspringen.

a) Die natürliche und künstliche Besamung der Eiche.

Da ich meine Bemerkungen nur für Holz-Eigenthümer mittler und kleiner Hölzungen niederschreibe, so wird der praktische Forstmann, der große Wälder unter Aufsicht hat, hier nicht nur vieles vermessen, welches dem Zweck dieses Aufsazes nicht entsprach, sondern auch ihm bekannte Sachen finden.

Die natürliche Besamung wird dadurch bes



schaft, daß der Eichbaum zu rechter Zeit seine reife Frucht abwirft. Die Erde beut der Wurzel Nahrung dar, und die Mutter steht selbst, mit weit ausgebreiteten Armen zum Schutz ihrer Kinder in der Mitte. Um der Natur aber nicht entgegen zu arbeiten, muß man die gehörigen Vorsichts-Maßregeln nicht außer Acht lassen. Das erste, worauf man bey einem eingetretenen Mastjahre — wo natürliche Besamung erzielt werden soll — sehen muß, ist, das Holz in gute Befriedigung zu legen, wenn mehrere Holzarten daselbst befindlich sind, den Grund und Boden genau zu untersuchen, ob er sich ausschließlich für die Eiche passe, als welche am liebsten einen Mittelboden, aus Sand, Lehm und Dammerde vermischt, zu ihrem Standorte erwählt. Es ist darum nicht gesagt, daß die Eiche nicht auch in andern Erdarten — harter Thon, unfruchtbarer Sand, Bruch und Moor ausgenommen — fortwachsen sollte; die sichersten Beweise eines angemessenen Bodens aber sind, ohne weitere Untersuchung, die Eichbäume, welche man an dem Orte vorfindet, den man zu einer natürlichen Bes



samung bestimmt hat: sind diese gesund, stark und von schlankem Wuchse, so kann man sich unbedingt den besten Erfolg versprechen. Das zweyte Augenmerk müßte dahin gerichtet werden, ob Samenbäume genug vorhanden sind, und ob sich ihr Stand dazu eignet, den Ort mit so viel Früchten zu versehen, als er bedarf. Da die Frucht der Eiche perpendicular herunterfällt, so kann man höchstens einen Umfang von 18 Fuß, von der Krone eines gesunden Samenbaums an, rechnen, welcher besamt wird. Berühren sich die Zweige der Bäume, oder sind die Kronen sämtlich auf 36 Fuß von einander entfernt, so ist alle Vorsicht deshalb unnöthig. Haben die Bäume Frucht genug, den Ort zu besamen, so muß man nur dahin sehen, den Boden zur besseren Annahme der Frucht, wenn es nöthig ist, locker zu machen. Dies geschieht am besten, wenn man das Holz, sobald die ersten Eicheln, welche größtentheils wurmstichicht sind, oder auf andere Weise beschädigt zu seyn pflegen, anfangen abzufallen, auf kurze Zeit mit Schweinen betreibt, oder wenn die Eicheln im vollen Ab-



fallen sind, gesättigte Schweine einige Stunden des Tages in dem Holze herum treiben läßt, damit sie den Boden durchwühlen, und ihn zur Annahme der Frucht geschickt machen. Es versteht sich von selbst, daß ein jedes Holz, worin man auf Anwuchs rechnet, ganz von allem Vieh verschont bleiben muß, weil sonst die Hoffnung eines guten Erfolgs durchaus verschwindet. Sollten sich in dem Holze leere Räume befinden, die Samenbäume zu weit von einander entfernt stehen, oder andere Holzarten zu große Flächen einnehmen, so ist es allerdings nützlich, — um so mehr, wenn man kein vermischtes Holz für die Zukunft erziehen will — dergleichen Plätze in dem ersten Mastjahre mit Eicheln zu bestreuen, und mit einer Harke unterzuharken, um ein gleichwüchsiges Holz zu erzielen. Wo genugsames Laub vorhanden ist, wäre jede Bedeckung der Frucht überflüssig; man lasse dann die Natur, welche die beste Ausführerin aller Forstgeschäfte bleibt, wirken; der Erfolg wird die Wahrheit des Satzes bestätigen. Zeigt sich das kommende Jahr genugsamer Aufschlag, so ist es in ganz



geschlossen stehenden Hölzungen, wo sich alle Zweige der Bäume berühren, nothwendig, eine dunkle Durchhauung vorzunehmen, das heißt, man läßt die verkrüppelten schiefen Stämme, wo solche so dicht unter andern Bäumen stehen, daß kein Sonnenblick durchdringen kann, wegnehmen, dieses dunkle Durchhauen muß aber mit der größten Vorsicht geschehen; da die junge Samenlode so leicht vom Froste leidet, so bedarf sie in den ersten Jahren durchaus Schutz, und da ferner durch Unglücksfälle dennoch der beste Aufschlag vernichtet werden kann; so muß in geschlossen stehenden Hölzungen dahin gesehen werden, daß, im Fall der erste Aufschlag zu Grunde ginge, die Samenbäume immer noch dicht genug stehen bleiben, eine abermalige Besamung zu beschaffen. Ist das Holz nun nur mittelmäßig oder gar schlecht bestanden, so ist es um so nothwendiger, vorsichtig zu Werke zu gehen, und das erste dunkle Durchhauen würde sodann von selbst wegfallen. Im dritten Jahre ist der junge Pflänzling schon härter und den Gefahren nicht mehr so ausgesetzt, wie in seinem



Entstehen; alsdann ist es — bey geschlossen  
 Bestandenen Hölzungen — durchaus nothwen-  
 dig, Luft zu machen, und es muß eine lichtere  
 Hauung vorgenommen werden. Hieher ge-  
 hören die alten sich zum Schaden stehenden  
 Bäume, ferner diejenigen, welche eine zu starke  
 Krone haben, und den Aufschlag, welcher sich  
 nun schon nach erquickendem Thau, Regen  
 und erwärmenden Sonnenstrahlen sehnt, ver-  
 dumpfen.

Einige Jahre später, je nachdem der Auf-  
 schlag freudig in die Höhe wächst, muß von  
 Zeit zu Zeit mit dem Aushauen der Bäume  
 fortgefahren werden, wo man diejenigen, welche  
 am wenigsten schaden, gesund sind, und noch  
 fortwachsen, am längsten stehen läßt; aber auch  
 diese müssen alsdann nicht mehr verschont blei-  
 ben, wenn der Aufschlag sich zu einem Stan-  
 genholze qualificiren will, weil das Fortwachsen  
 der alten Bäume nicht mit dem Schaden im  
 Verhältnisse steht, welchen sie anrichten. Denn  
 sie verdumpfen nicht nur die unterstehenden  
 Heister, sondern biegen solche auch schief, weil  
 ein jeder Baum, wenn er auch den Druck des



sich über ihn erhebenden größern Baums noch nicht fühlt, dennoch nach der freyen Seite abweicht, um das Haupt von der Decke zu erlösen. Zu den Vorsichtsmaßregeln in natürlichen besamten Orten, gehört auch die rechte Zeit der Abfuhr des gefällten Holzes wahrzunehmen, welche jedesmal im Winter, und wenn es möglich ist, auf dem Schnee vorgenommen werden muß, weil sonst der junge Ausschlag zernichtet würde, wo Wagen und Pferde ihn zerquetschen. Nicht weniger muß das Fällen selbst, und vornehmlich, wenn die Heister schon eine ziemliche Höhe erreicht haben, mit Vorsicht geschehen, um das junge Holz nicht zu zerschmettern. Es ist daher bey dem Fällen allemal rathsam, den Baum zu köpfen, bevor er niedergehauen wird. Beym Hieb in einem angehenden Stangenholze ist es sehr nützlich, die jungen Heister vermittelst einer Latte zurück zu binden, um dadurch dem Baum, welcher gefällt werden soll, einen unschädlichen Weg zu bahnen. Nach 20 bis 25 Jahren kann das, durch natürliche Besamung in Stand gesetzte Holz — wenn sich die Natur mit dem



Grunde und Boden vereint hat, der Anlage Gedeihen zu geben — ohne Schaden wieder zur Weide offen gelassen werden; obgleich diese wohl für die erste Zeit von selbst wegfallen wird, wenn der Ort geschlossen bestanden ist. Ich würde nun zu der künstlichen Besamung der Eiche übergehen, welche dadurch bezweckt wird, daß man gesammelte Eicheln zu Erziehung junger Heister auf einem Plaze, wo kein Holz vorhanden ist, aussäet, und einen Heisterkamp anlegt, oder, wie vorhin schon erwähnt worden, in Hölzungen, wo nicht genug Samenbäume stehen, die Eicheln auf den Blößen unterhackt. Die erste Vorsichtsregel bey Anlegung eines Eichenkamps erheischt, den Plaz, welchen man hiezu ausersehen hat, mit einer dauerhaften Befriedigung zu umgeben. Die im hiesigen Lande allgemein übliche Befriedigung eines Walles mit doppelten Gräben ist allerdings nicht zu verwerfen, zumal da selbige ohne weitere Kosten, als die des Arbeitslohnes, verrichtet werden kann. Zu Befriedigung eines Eichenkamps ziehe ich aber die von eichenen Pallisaden aus dem Grunde vor, weil sie zu,



gleich das Bild im Winter abhält, und die Hasen, welche bey hohem Schnee so gerne die Borke der Eicheheister abschälen, gänzlich verhindert, den Eichelkamp zu besuchen. Es versteht sich von selbst, daß eine solche Befriedigung nur für den thunlich ist, welcher entweder selbst alte Eichen stehen hat, oder die Auslage nicht zu scheuen braucht. Von solchen Eichen, so nur zu Feuerholz tauglich sind, werden 10 bis 11 Fuß lange Pfähle gespalten, so breit selbige werden können; diese werden dicht an einander 3 Fuß in die Erde geschlagen, und oben vermittelst einer Latte oder Schücht an einander genagelt; so erhält man unstreitig die beste Befriedigung um einen Eichelkamp. Sollte der Eichelkamp aber zu weit von der Wohnung des Eigenthümers entfernt liegen, und Diebstähle zu befürchten seyn, so würde bey dergleichen Befriedigungen das nämliche Hinderniß eintreten, welches die Ursache ist, warum in den Herrschaftlichen Hölzungen die Eichelkämpfe nicht mit Pallisaden befriedigt werden; weil größtentheils die Förster-Wohnungen davon entfernt liegen.



Ist man aber vor Diebereyen gesichert, so entsteht bey einer Befriedigung dieser Art nie Schaden, weil das Holz immer noch als Feuerholz wieder verkauft werden kann, wenn der Eichelkamp nach der Zeit aufgegeben wird. Ferner muß man den Grund und Boden, wo möglich der Eiche passend, wie bereits vorgeschrieben worden, aussuchen, auch durch Schutz vor Nord- und Ostwinden dem Eichelkamp eine gemäsigte Lage verschaffen; denselben so anzulegen, daß er ganz eingeschlossen wäre, ist darum nicht zweckmäßig, weil der Reif, den im Frühjahre die Nachtfröste mit sich führen, zu lange auf dem Kamp liegen bleibt, indem kein Wind und keine Luft darüber hinstreichen kann. Auch muß man es nicht verabsäumen, den Eichelkamp so nahe wie möglich an dem Orte anzulegen, welchen man damit zu bepflanzen gedenkt; die Ursache dieses Verfahrens wird man in der zweyten Abtheilung, welche von dem Verpflanzen des Eichheisters handelt, näher erörtern finden. Alsdann würde die Cultur des Bodens vorgenommen werden müssen; diese kann durch Pflügen, Hacken, Graben u. s. w.



beschafft werden, und der Boden selbst muß die Art der Cultur bestimmen. Ein Boden, welcher mit Heidefilz: und Dickbeerenkraut (Heidelbeeren) überzogen ist, auf welchem sich Moore:erde befindet, oder den viele alte Baumwur:zeln durchkreuzen, muß gegraben, und zwar zwey Spaden tief gegraben werden, damit die filzige Oberfläche tief genug herunter kommt, oder die Wurzeln gehörig ausgerodet werden können. In magerem Boden ist es gut, die Cultur durch Graben, ein Jahr vor der Besamung, zu beschaffen, damit die nach oben gebrachte Erde durch Frost und Regen verbessert, und locker gemacht werde. Ist der Boden aber gut und hat einen Hang zum Verrasen, so würde ich anrathen, erst im Herbst vor der Besamung die Cultur vorzunehmen. Wollte man aber des Guten zu viel thun, nämlich einen Platz zum Eichelkampe bestimmt, vier und mehrere Fuß herum rojolen, so würde man mit allem Fleiß der Absicht entgegen arbeiten. Denn da die Eiche bekanntlich eine Pfahlwur:zel schießt, so geht diese immer tiefer in den aufgelockerten Boden, und setzt keine Seiten:



wurzeln an, welche dem Eicheister zum Verpflanzen so unentbehrlich sind. Hat man einen ebenen reinen Boden zu Anlegung eines Eichelkampes gewählt, so kann man mit geringen Kosten das Land durchpflügen und cultiviren. Rathsam ist es, zwey auch drey Jahre vor der Besamung mehreremale den Ort umzupflügen; denn da die Pflugschaar nicht tief geht, so wird das Land, welches so lange geruhet hat, nicht leicht locker; durch das öftere Pflügen aber erreicht man mit Gewißheit seinen Endzweck. Das Umhacken würde nur bey felsigtem Boden, oder an solchen Stellen, wo Pflug und Spaden nicht zu gebrauchen sind, anwendbar seyn, weil es wohl die schlechteste Art und Weise bleibt, das Land zu einem Eichelkampe zu cultiviren. Das Einsammeln der Eicheln, welche man auszusäen gedenkt, würde nun die Handlungsfolge seyn.

In der Forstnaturgeschichte der Eiche ist die Zeit bereits angegeben, wann die Eichel reift und abfällt; es wäre also nur dahin zu sehen, gesunde Frucht zu bekommen; die zuerst abfallenden Eicheln sind entweder von Würmern beschädigt, oder durch andere Zufälle zu früh aus ihren Kap-



seln gelöst, welches ihr äußeres Ansehn schon bestätigt; die zuletzt abfallenden sind als Nachwuchs anzusehen, und werden, wenn Fröste eintreten, ehe sie abfallen, unbrauchbar gemacht. Man wähle daher die Mitte dieser Zeit, wenn die Eicheln am häufigsten fallen, und suche die größten Eicheln, welche einen vollen Kern haben, glatt sind, und sich nicht eindrücken lassen, aus. Die sicherste und beste Art des Einsammelns geschieht auf folgende Weise: wenn nach einem nächtlichen Frösteln ein heller Tag folgt, so besteigt man die Samen: Eiche, und schlägt mit einem Beil gelinde an die Zweige, wo sodann die Eicheln häufig herabfallen, welche durch zwey Personen in einem Laken bequem aufgefangen werden können.

In Absicht der Zeit, wann die Besamung geschehen soll, folge man der Natur, welche im Herbst die Frucht zu diesem Behufe reifen läßt, und dadurch deutlich die wahre Besamungszeit ankündigt. Sollten jedoch verspätete Cultur, zu früh eintretender Frost, oder andere Behinderungen die Herbstsaat unthunlich machen, so ist die erste Sorge, die gesammelten Eicheln zur



Frühjahrs: Saat gut aufzubewahren. Es ist hiebey um so mehr Vorsicht nöthig, da die Eichelu ihrer öllichten Substanz wegen sich leicht erhizen, und ranzigt werden, oder durch zu langes Keimen sich so in einander verschlingen, daß man die mehrsten Keime beym Aussäen beschädigt. Die beste Art Samen: Eichelu durch den Winter zu bringen, ist meiner Meinung nach folgende: Man streue zuvörderst die gesammelten Eichelu auf einem luftigen Boden weitläufig auseinander, harke solche mehrmals durch, so lange, bis sie recht getrocknet sind, und sich nicht mehr erhizen können, alsdann suche man sich ganz trocknes Laub zu verschaffen, wähle einen freyen Ort, welcher allenfalls von oben bedeckt ist, lege auf den Boden ein Bett von Laub, darauf eine Schicht Eichelu, dann wieder eine Schicht Laub einer Hand hoch, und fahre damit fort, bis alle Eichelu bedeckt sind, so wird man die Frühjahrs: Einsaat am sichersten aufbewahren.

Ein jeder Hauswirth kann leicht nach Schef: fel Einsaat die Größe des Orts bestimmen, welchen er zum Eichelu: Kampe ausersehen hat, um das Maß der einfallenden Eichelu zu treffen; auf



einen hiesigen Scheffel Nocken Einsaat neue Maße, kann man 3 volle aufgehäufte Scheffel Eicheln rechnen. Die Besamung selbst kann auf verschiedene Art bewerkstelligt werden. Man kann die Eicheln flach unterpflügen; zu diesem Ende werden die Eicheln, gleich anderer Frucht, aus freyer Hand auf den Boden ausgestreuet, so daß sie gleichmäßig entfernt zu liegen kommen; alsdann wird die Saat untergepflüget in gewöhnlicher Tiefe leicht übergeeggt, und wenn nach dem Eineggen noch Eicheln oben aufliegen sollten, selbige durch Einstoßen mit einem runden Stock in die Erde gebracht; ferner pflügt, hackt oder gräbt man Rillen 2 Fuß von einander entfernt, streut die Eicheln der Länge nach hinein, und bedeckt sie 2 bis 3 Zoll mit der aufgeworfenen Erde, wobey man freylich etwas Einsaat erspart, aber die unangenehme Folge vermuthen muß, daß, wenn viele Mäuse vorhanden sind, oftmals ganze Reihen Eicheln vor ihrem Keimen aufgefressen werden. Bey nicht zu großen Eichelkämpen bleibt die beste Art der Besamung immer die folgende: man ebne nämlich den cultivirten Platz mit einer leichten Egge oder Harke, be-



zeichne sich eine gerade Linie, trete sodann auf dieser Linie mit einem Bohnenpflanzler, welcher  $\frac{1}{2}$  Fuß von einander abge sonderte Löcher macht, hinaus, und werfe in jedes Loch eine gute Eichel; die zweyte Linie muß  $1\frac{1}{2}$  Fuß von der ersten entfernt bleiben u. s. w. Diese Art der Besamung hat nicht nur das Angenehme eines schönen Aussehns, sondern auch den Nutzen, daß in den Zwischenräumen der Linien die jungen Pflänzlinge gehörig von Unkraut gereinigt, wenn es nöthig ist ausgeschneitelt, und demnächst bequemer ausgehoben werden können. Um nun dem Samenboden eine warme Bedeckung zu geben, und zugleich das Unkraut zurückzuhalten, thut man sehr wohl, eine Hand hoch trocknes Laub über den ganzen Eichelkamp zu streuen; sind viele Mäuse in der Gegend, so fahre man das Laub in mehreren Haufen im Herbst zu dem Kamp, und bestreue selbigen am Ende Januars damit. Sollten Frost oder andere Unglücksfälle die Reihen vermindern, so muß in dem ersten Mastjahre alles nachgepflanzt werden. Bis in das fünfte Jahr ist es sehr zweckmäßig, den Eichelkamp jährlich einmal vom Unkraute zu reinigen;



alsdann wird der Augenschein ergeben, in welcher Entfernung die Pflanzlinge von einander stehen.

Hat man nun, wenn auch nicht durchgehends alle Reihen, doch größtentheils die gepflanzten Eichen, zu 5jährigen Heistern in die Höhe gebracht, so stehen selbige viel zu dicht an einander, um sie theils ohne Schaden der stehen bleibenden demnächst auszuroden, theils allen genugsame Nahrung zum freudigen Fortwachsen zu verschaffen, und ihnen Platz zum Ausbreiten der Seitenwurzeln zu geben. Man befriedige daher einen zweyten Kamp, welcher — um eine zweyte Befriedigung zu ersparen — an den ersteren anstößt, nehme immer einen jungen Heister um den andern, wo selbige noch in ihrer gepflanzten Ordnung stehen, heraus, schneide die Pfahlwurzel 4 Zoll unter dem Stamm, ohne solche zu splitttern, schräg weg, und pflanze diese 5jährige Heister in geraden Linien, 3 Fuß von einander entfernt, in's Fünfeck, in diesem zweyten Kamp. Findet man im folgenden Jahre, daß die Heister in dem ersten Eichelkamp noch näher als 2 Fuß beysammen stehen, so kann man auf gleiche Weise



einen dritten Kamp bepflanzen; dadurch erhalten die aus dem Samen gezogenen Eichheister nicht nur mehr Nahrung und werden stämmiger, sondern man erzieht auch durch diese Pflanzschulen obendrein ein gutes Eichholz; es versteht sich von selbst, daß auch diese Pflanzschulen jährlich ansgebessert werden müssen.

Hat der aus dem Samen gezogene Eichelkump ein Alter von 16 bis 20 Jahren erreicht, so kann man aus diesem so viele Eichheister verpflanzen, daß annoch die Stehenbleibenden für die Folge ein geschlossenes Holz zu geben versprechen. Da nun die in die Pflanzschulen versetzten Eichheister auch viel zu dicht an einander stehen, um alle aufwachsen zu können, so würde man aus diesen auch noch die Hälfte wieder verpflanzen können; und zwar um so besser, da ihnen die Pfahlwurzel genommen worden, und sich dagegen mehrere Seitenwurzeln angefest haben.

Obgleich viele Forstmänner gegen das zweymalige Verpflanzen eifern, so sehe ich doch die Nachtheile, welche daraus entstehen sollen, nicht ein. Dann hat der 5jährige Heister, nachdem



er verpflanzt ist, 10 bis 12 Jahre gestanden, und durch ein freudiges Aufwachsen bewiesen, daß er die erste Versetzung gut überstanden, und genug Seitenwurzeln zu Erhaltung seiner Nahrung angelegt hat, so wird das zweyte Verpflanzen ihn um so weniger zurücksetzen, da er keine Beschädigung der Pfahlwurzel erleidet; die Seitenwurzeln mit ihren Säugern und der Mutter:Erde, welche er mit nimmt, können ihm schon im ersten Jahre genugsame Nahrung zum Fortwachsen ertheilen. Das Nützliche dieses Verfahrens bestätigt sich um so mehr, wenn man bedenkt, daß die überflüssigen Eicheheister in einem Eichelkampe, aus welchem man in der Jugend nichts verpflanzt hat, zu Feuerholz dennoch heraus gehauen werden müssen.

[Die Fortsetzung folgt.]



III.

Bemerkungen und Rathschläge über Landwirthschaft, nebst einigen Blicken auf Gegenstände, die damit in genauer Verbindung stehen.

---

Es ist unstreitig, daß mancher in Bedienung stehende Mann, der die mannigfaltigen Beschwerden seines Amtes, und die nicht selten damit verbundenen Nahrungsforgen, wie auch die Aussicht in die Zukunft für die Seinigen erwägt, und erwogen hat, den, in seiner Nachbarschaft pflügenden Landwirth glücklich preiset, und den Wunsch lebhaft äußert:

„Auch ich mögte wol mein Amt mit der  
„Landwirthschaft vertauschen.“

Dieser Wunsch ist vielleicht in mancher Brust rege, und die Realisirung desselben würde der Landwirthschaft wahrscheinlich vielen und bleibenden Nutzen verschaffen; denn der Mann, der in mehrern Lagen und Verhältnissen des



Lebens sich rühmlich hindurch gearbeitet, an Fleiß und Ordnung gewöhnt, und manche Mühseligkeiten standhaft ertragen gelernt hat; würde wahrscheinlich ein guter praktischer Landwirth werden, und ganz fühlen, wie glücklich der ist, der seine Aecker und Kleefelder im Frieden bauet, und fröhlich der köstlichen Ernte harret, wo reichliche Garben den unverdrossenen Fleiß des edlen, genügsamen Landwirths lohnen. Aber es ist nicht immer der Fall, daß die Landwirthschaft aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet, und, bevor man diesen Stand wählet, das reiflich erwogen wird — was doch erwogen werden muß. Gewöhnlich, und besonders in den ersten Jünglingsjahren, wenn der jugendliche Leichtsinne dem ersten Nachdenken noch im Wege steht, wählet man den Stand eines Oekonomen, oder eines Landwirths deswegen: Weil man dann reiten, fahren, auf die Jagd gehen, Jagdhunde und andere Hausthiere halten kann, woran man Vergnügen findet. Wer, von solchen Motiven bewogen, sich der Landwirthschaft widmet, der kommt sicher in eine Lage, die ihm bald, bey näherer Bes



Kanntschaft mit den damit verbundenen Schwierigkeiten, unangenehm und zuwider werden wird. Es gehört in der That viel dazu, ein vernünftiger, denkender und gebildeter Landwirth zu werden, der für die hohe Seligkeit empfänglich wird, deren Schöpfer er für sich selbst und andere werden kann, wenn er seinen Beruf im ganzen Umfange kennt.

Wer also diesen Stand wählen will, der prüfe sich vorher wohl, ob er auch alle die Eigenschaften des Geistes und des Körpers hat, die zu einem guten Landwirth e erforderlich sind. Bisher hat man hierauf fast gar nicht gerechnet, weil man das Erste und Wichtigste vor allen Gewerben, den Ackerbau in den Händen der unwissendsten Menschen ließ, und weil es bloß eine Beschäftigung der untersten Volksklasse blieb, (in Deutschland) die weder mit Kunstfleiß, noch mit der nöthigen Betriebsamkeit ausgerüstet war, und daher nach einem angenommenen verderblichen Schlendrian den Ackerbau und die Viehzucht betrieb, wodurch dies Gewerbe immer mehr in Verfall kam, und wirklich auch manchen fleißigen, aber



mit dem Geiste der Landwirthschaft unbekanntem Ackermann so karglich lohnte, daß selbst arbeitssame und thätige Menschen bey frugaler Kost doch arm und dürftig blieben. Auch findet man es noch leider! so, daß der bloße Landwirth auf der Geest, der noch nach väterlicher Weise handelt, kaum sein nothdürftiges Auskommen hat. Dadurch werden die Menschen aus andern Ständen von dieser Lebensart abgeschreckt, und nur solche, die entweder keine Wissenschaft oder Kunst lernen können, oder wollen, weil es ihnen entweder an Vermögen oder an Geistesfähigkeiten fehlt; — oder solche vorzüglich gebildete Menschen, welchen manche Armseligkeit der so genannten großen Welt anekelt, und die gerne in philosophischer Zurückgezogenheit leben wollen, — widmen sich der Landwirthschaft; und diese letztern nur genießen das Glück des Landlebens auf die geschmackvollste, angenehmste Art, und betrachten sich fast täglich als die Schöpfer neuer Producte. Aber die Anzahl solcher Landwirthe ist noch sehr klein, und sie bleiben mit aller Einsicht und Klugheit, gegen die



Menge der gewöhnlichen Landwirth, doch nur eine Stimme in der Wüste.

Nicht leicht, und besonders nicht ohne Noth geht der gewöhnliche Landwirth, der Bauer, von seiner Gewohnheit, die von dem Ur: Ur: großvater herkommt, ab. So lange er noch einigermaßen bestehen kann, ist ihm der neue, der gebildete Landwirth ein lächerliches Ding, ja er kann wol gar, wenn er mit seines Gleichen in lustigen Gelagen ist, darüber satyrisiren, daß der Mann mit einem andern Kocke über ein Gewerbe sprechen und ihm gar etwas Neues bekannt machen will, worin er doch nur allein den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubt. Selbst einzelne Beyspiele wirken nur wenig. Wenn ja etwas gewirkt werden soll, so muß der Anfang mit der heranreifenden Jugend gemacht werden, und dabey wäre wol das beste Mittel, daß solche durch verständige Schullehrer, denen man zweckmäßige Bücher in die Hände geben müßte, nach und nach vorbereitet, und auf das Licht, welches die Landwirthschaft erleuchten soll, aufmerksam gemacht würden. Wenn aber von den ist lebenden



Landwirthen im Bauernstande einige wären, die Lust zur Verbesserung hätten, und eine bessere Cultur anfangen, die wären wol am leichtesten durch Prämien, oder ehrenvolle Auszeichnung zu fernern Verbesserungen vom Staate aufzumuntern, denn es ist doch wirklich Sache des Staats, die landwirthschaftliche Cultur zu erweitern, um seinen Mitgliedern die unentbehrlichen Lebensbedürfnisse wohlfeil und gut zu verschaffen. Immer erscheint es mir als ein Mangel in der Staatsverfassung, — wenn in einem Lande, wo es nicht an Flächenraum fehlt, ja! wo sogar noch große Gemeinheiten unbenutzt liegen, — nicht hinlängliche Nahrungsmittel zur Ernährung seiner Einwohner verschafft werden. Auf Einmal ist freylich eine solche Verbesserung nach Beschaffenheit der Umstände nicht wol möglich; aber es kann doch von Zeit zu Zeit darauf hingewirkt, ja! sehr viel Gutes bewirkt werden; wenn man weislich alle dazu gehörige Mittel benutzt. Belehrung oder vielmehr Geisteserweckung, Erregung der Aufmerksamkeit muß voran gehen. Deswegen will ich einen kleinen Versuch



machen, an einigen Hauptverrichtungen zu zeigen.

I. Wie die Landwirthschaft betrieben werden muß.

Die Landwirthschaft, welche auch in die innere und äussere, oder auch wol in Feld- und Hauswirthschaft eingetheilt wird, muß mit der größten Ordnung, Vorsicht, Emsigkeit, Sparsamkeit, sowol an Aufwand der Kräfte, als des Geldes, getrieben werden, wenn man andern den höchsten Nutzen, den die Landwirthschaft gewähren kann, mit Sicherheit erwarten will. Zur vortheilhaften Gewinnung und Vermehrung der natürlichen Produkte in der Landwirthschaft gehören so mannigfaltige Einsichten und Behandlungsarten, so mannigfaltig die Produkte sind, die hervorgebracht werden sollen. Daher sieht es auch der Unkundige in diesem Fache von selbst ein, daß hier nicht alle Geschäfte über einen Leisten zu schlagen sind, und daß es nicht hinreicht, bey der einmal eingeführten Gewohnheit zu bleiben, und seinen Acker so zu bestellen, wie es seit Jahrhunderten geschehen ist, sondern daß auch der Geist des



Kunstfleißes hier wohlthätig einwirken müsse, wenn man die mannigfaltigen Erwerbzweige, wozu uns die Landwirthschaft so viele Gelegenheit giebt, sowol zur Vermehrung unsers Vermögens als auch zur Vermehrung der Lebensmittel und sonstigen unentbehrlichen Bedürfnissen, zweckmäßig benutzen wollen. Jede Nachlässigkeit ist hier Verlust. Ordnung ist die Axt, um die sich alle landwirthschaftliche Geschäfte drehen; so bald die fehlt, geräth alles in Zerrüttung, daher muß jeder Landwirth, er sey groß oder klein, hauptsächlich darauf bedacht seyn, eine weise Ordnung in seinen Wirthschafts- betrieben einzuführen, wornach sich alle seine Hausgenossen richten können; damit sie wissen, wie ein Geschäft nach dem andern folgt. Zwar macht hier vielfältig die Bitterung einen Strich durch die Rechnung, z. E. Morgen soll trocken Heu gemacht werden, aber es regnet, die dazu bestimmten Leute sind aber da, und können nicht entlassen werden, dergleichen Vorfälle sind für den Landwirth sehr unangenehm, und auch für manchen nachtheilig, allein eben daher muß auf solche unvorhergesehene Fälle klüglich Rücksicht



genommen, und andere Nebenarbeiten herbey  
 geschafft werden, damit die Arbeiter gehörig be-  
 schäftigt und ihre Kräfte in nützlicher Thätigkeit  
 erhalten werden können, und beyammen bleiben,  
 um sie sogleich auf den ersten Wink, wenn die  
 Witterung dem Hauptgeschäfte günstig wird, mit  
 vereinten Kräften brauchen zu können. Der  
 Landwirth, welcher die ganze Kette der land-  
 wirthschaftlichen Arbeiten kennt, wird bey solchen  
 Vorfällen nicht verlegen seyn, sondern bald die  
 Hände mobil zu machen wissen, die auf seinen  
 Wink warten. Diese Ordnung will, daß alles  
 zur rechten Zeit geschehe, und ja nichts aufges-  
 choben werde. Jede Zögerung bey der Land-  
 wirthschaft ist Sünde wider sich selbst und wider  
 den Staat, darum was du heute thun kannst,  
 verschiebe nicht bis morgen, besonders ist dies  
 eine goldne Regel zur Zeit der Korn- und Heu-  
 ernte; dann muß man nichts verschieben, auch  
 dann nicht, wenn die Witterung fortdauernd  
 günstig zu seyn scheint, lieber verdoppele man  
 die Nahrung für Menschen und Lastthiere, da-  
 mit deren Kräfte zureichen, die Arbeit unaus-  
 gesezt fortzusetzen, denn jedes Fuder das man



an einem guten Tage mehr einernnten kann, ist offenbar Gewinn, so wie das Gegentheil Verlust ist. Ich weiß es recht gut, daß die Kräfte der Menschen sowohl als der Lastthiere bey so angestrongter Arbeit, vorzüglich in der Hitze, anfangen zu schwinden, aber eine oftmalige Erquickung mit gesunden Nahrungsmitteln, und eine leutselige Ermunterung des wohlmeinenden Landwirths, verdoppelt die Kräfte der Arbeiter, und läßt sie die Mühseligkeiten des Tages vergessen. Jeder erfahrene Landwirth wird es aus mehrjähriger Beobachtung wissen, wie viel man nigmat an einem Tage gelegen war, den er mit den Seinigen in der Ernte mit aller Anstrengung vollbrachte, und wie reichlich wird ihm oft diese Anstrengung vergolten. Während der Erndte muß der Landwirth auch des Nachts seine Aufmerksamkeit verdoppeln, auf jede Veränderung der Witterung merken, und sobald der Tag anbricht, seine Erntewagen beladen und seine Arbeit beginnen, damit er in der strengsten Mittagshize, wenn das Korn zu häufig bey der Bewegung ausfällt, und die Arbeit zu beschwerlich wird, etwas ruhen kann. Der dar



auf liegende Thau schadet nicht, besonders wenn ein reiner Ackerbau ohne Unkraut auf seinen Aeckern getrieben wird.

Hey der Erntearbeit muß sorgfältig dahitz gesehen werden, daß nicht zu viel Körner verloren gehen, daher muß der Auf- und Ablader, wie auch der Garbenzureicher, sehr behutsam zu Werke gehen, die Aehren nicht an den Wagen schleudern, vielweniger fallen lassen, sonst würde der dadurch verursachte Verlust für den Landwirth sehr empfindlich werden. Auch selbst bey einer sorgfältigen Behandlung ist der Körnerverlust sehr beträchtlich, und verschiedene Landwirthe haben bemerkt, daß von 100 über 30 verloren giengen, diesen Verlust vorzubeugen ist es wohl der Mühe werth, daß die Arbeiter zur sanften Behandlung der Erntefrüchte ermahnt und angehalten werden.

Zur guten Ordnung hey diesen Geschäften gehört auch mit, daß die Arbeiter ihre Geschäfte nicht willkührlich wechseln, sondern der, der sich bey dem Aufladen als ein vorzüglich guter und schonender Arbeiter beweist, muß dabey bleiben, so auch der Ablader, Zureicher und Banfer, und



Lehner muß seinen Posten willkürlich verwechselt, weil selbst bey den gemeinsten Arbeiten gewisse Handgriffe sehr zu Hülfe kommen.

Es gereicht sehr zur Sicherheit des Landwirths, wenn er einen Theil des Erntesegens in etwas entfernten Scheuren, oder auch in großen Humpel oder Diehmen aufbewahret, damit ihm eine Feuersbrunst nicht alles rauben kann. Obgleich eine Feuersgefahr bey guter Ordnung und Hauspolizey nicht leicht zu befürchten ist, so kann doch solche durch ein Gewitter verursacht werden, und dann ist selten die Rettung des Getraides möglich, und daher ist die Aufbewahrung desselben an verschiedenen Orten sehr nützlich.

Sobald ein Theil des Getraides gemähet ist, hat der Landwirth wieder volle Beschäftigung, er muß nemlich sogleich wieder anfangen zu Streeken und zu pflügen, und darauf ernstlich bedacht seyn, den Acker aufs neue zur Einsaat zuzubereiten. So viel die Ernte es nur gestatten will, muß er mit dem Pfluge arbeiten, die Garben müssen in Hocken zusammen gesetzt; ja, wenn der Acker verwildert und voller Unkraut ist, sogar auf einen darneben liegenden



Acker gebracht werden, damit er sofort zur Tilgung des Unkrauts und der Quecken den Boden bearbeiten und reinigen kann. Dies sey die erste Sorge des Landwirths. Man muß so oft pflügen und eggen, als es die Zeit gestattet, und zur Vertilgung des Unkrauts erforderlich ist; je öfter desto besser. Eigentlich müßte der Pflug vom 1sten August bis zum 1sten November nie ruhen, wenn es möglich zu machen stünde, denn die Einwirkung der Sonnenhitze in den gepflügten Boden ist ungemein nützlich, und wenn nach einigen Tagen eine gute Egge mit eisernen Zinken nachfolgt, so wird der Boden rein von Quecken und manchen andern Kräuterwurzeln, die die Fruchtbarkeit des Bodens mindern, auch viel Unkrautsamen, der im Schooße der Erde — wer weiß wie lange schlummerte — kömmt zum Keimen, und wird dann durch die Egge zerstört, und je öfter diese Zerstörung wiederholt wird, desto mehr wird der Acker gereinigt, und desto reichlichere Früchte sind davon zu hoffen. Ueberhaupt ist es eine wichtige Verbesserung des Ackerbaues, und eine unerläßliche Pflicht des ordnungsliebenden Landwirths, daß er seine



Acker vom Unkraute reinigt, denn überall taugt der Ackerbau nichts, wo das Unkraut die Oberhand hat, oder wo Unkraut und Korn gemeinschaftlich gebauet wird. Jenes ist den sinecures in England ähnlich, es verlangt unverschämt viele Nahrung, und saugt den Acker aus, ohne den geringsten Nutzen zu leisten, besonders schmarozt die Bucherblume fürchterlich, so, daß der beste Dünger nicht zureicht, dem Acker solchen Verlust zu ersetzen. Sie sind dem Ackerbaue schädlicher als Schelme und Diebe der menschlichen Gesellschaft, und nie wird der Landwirth ergiebige Ernten haben, der diese Acker verderber nicht vertilgt.

„Das viele Pflügen ist dem Geestboden schädlich, er wird zu locker, behält nicht Consistenz und Zusammenhaltung genug, um im Winter nicht auszuwintern und im Sommer nicht auszudorren,“ wird mancher rüstiger Vertheidiger des Herkommens und der Gewohnheit sagen; allein ich antworte: dafür haben wir die Walzen, die jeder gute Landwirth haben muß, mit diesem Instrument kann man dem ausge- reinigten Geestboden vollkommen Festigkeit wieder geben.



damit das für den Ackerbau gefährliche Unkraut, die Bucherblume (*Chrysanthemum segetum*) nicht weiter verbreitet werde, muß man sich sehr hüten, das Korn worunter Bucherblumensamen vorhanden ist, zu saen, auch kein Stroh in Hornviehdünger bringen, worinn reife Bucherblumenstengeln vorhanden sind, deren Köpfe noch einigen Saamen enthalten können. Solches Stroh, streue man im Pferde- oder Schafstall, weil die natürliche Hitze dieser Düngerarten, wenn anders dieser Dünger auf einen Haufen gebracht und sich gehörig durchbrennt, die Vegetationskraft des Saamens tödtet. Aber es bleibt doch immer gefährlich, weil manches Saamenkorn, besonders an den Seiten oder oben unbeschädigt bleibt; besser und sicher ist es die Pflanzen zu verbrennen, und mit aller Sorgfalt dahin zu sehen, daß diese dem Ackerbau so äußerst nachtheilige Pflanze gänzlich ausgerottet werde.

In verschiedenen hannöverschen Aemtern hat man auf jede Blume dieser Art 3 grote Strafe gesetzt, dadurch wurde sie in vielen Gegenden, wo diese Verordnung streng beobachtet



ward, vertilgt, in andern Gegenden, wo man zur Unzeit nachsichtig gewesen, ist sie noch vorhanden. Der große Nachtheil ist indessen allgemein anerkannt; daher kann auch keiner auf die Ehre, ein verständiger Landwirth zu seyn, Anspruch machen, der noch die Bucherblumen in seinem Acker duldet. Mit Uebergang der übrigen Unkräuter die sich gern beyim Ackerbau einfinden, mache ich nur noch bemerklich: daß ein gut eingerichteter Ackerbau ganz rein von allem Unkraute, von Blumen und Grase, betrieben werden muß, und daß nichts als Kornhalme angetroffen werden müssen. Die erste Sorge eines Landwirths sey also auf reinen Boden gerichtet, er muß nicht mehr Land unter den Pflug nehmen, als er gehörig bearbeiten und reinigen kann, denn nicht die Menge der Aussaat, sondern der reichliche Ertrag befördert den Wohlstand.

Die zweite Sorge sey, recht guten und vielen Dünger zu schaffen.

Gut wird der Dünger dadurch, daß er in große Haufen gelegt wird, und in Gährung tritt, oder sich brennt. Kein Dünger muß



frisch aus dem Stalle, ohne daß er sich gebrannt hat, auf den Acker gefahren werden, wenn er den Nutzen bewirken soll, den man davon erwartet. Vier Wochen muß er wenigstens im Haufen liegen und zu Zeiten mit der ablaufenden Ahle angefeuchtet werden, weil sonst der Dünger zu sehr verwest, und an Masse so wol, als an Güte verliert. Man thut daher auch am besten, wenn man mehrere Düngerhaufen anlegt, dann kann man den am ersten zum Acker bringen, der am stärksten in Gährung getreten ist. Die Gährung des Düngers ist hinlänglich, wenn die Bestandtheile desselben mürbe geworden, und ein, dem Schafdünger etwas ähnlicher Geruch zu merken ist; aber es muß kein Schimmel vorhanden seyn, weil dann bereits ein hoher Grad der Wirkung des Düngers verloren ist.

Es ist sehr heilsam, wenn der Dünger von verschiedenem Viehe zusammen gestreuet wird, damit die verschiedenen Eigenschaften und Wirkungen desselben vereinigt, und für alle Felder passend werde.



Die Güte des Düngers an sich beruht am meisten auf die dem Viehe ertheilte Nahrungsmittel. Ein Fuder Mist von solchem Viehe das mit Klee, und anderm kräftigen Futter reichlich gefuttert wird, ist besser als 2 Fuder von solchem Viehe, das mit Stroh und Haide ernährt wird. Daher ist der Dünger von Mastvieh am vorzüglichsten. Deswegen müssen die Landwirthe, welche Brantweinbrennereyen haben, die Mästung der Ochsen nicht versäumen, der bloße Dünger davon ist schon ein beträchtlicher Gewinn.

Wenn man guten und vielen Dünger mit seinem Viehe machen will, so müssen die Viehställe nicht ausgebohlt, und mit Urinabzügen vorgerichtet werden, sondern es muß reichlich gestreut und die Streu mit den Excrementen vom Viehe durchtreten, und alle Tage ausgemistet und im Haufen gebracht werden. Da nun die Nahrungsmittel des Viehes auf die Qualität des Düngers den größten Einfluß haben, so begreift ein jeder leicht, daß der beste Dünger nur im Sommer wenn Klee und Gras reichlich vorhanden ist, gemacht werden kann,



leider steht hier die leidige Gewohnheit im Wege, daß das Vieh alsdann auf den zum Theil magern Weiden seine Nahrung kümmerlich suchen und den Dünger wegtragen muß, der dem Ackerbau so leichtsinnig entzogen wird. Der Landwirth, welcher im Sommer nicht wenigstens seine milchende Kühe auf dem Stalle füttert, entbehrt wo nicht mehr, doch den vorzüglichsten Dünger, und da eigentlich aller im Herbst benötigte Dünger den Sommer über gemacht und in Gährung gebracht seyn muß, wenn man nicht frischen ungegohrnen Dünger mit Schaden auf den Acker bringen will, so erfordert es die Nothdurft, so viel Vieh auf dem Stalle zu füttern, daß man den benötigten Dünger aufbringen kann, sonst ist es mit dem Ackerbau eine armselige Plackerey, wenn man mit der Bestellung des Ackers auf Dünger warten, und dann eilig die kaum warm gewordene Streu, unter den Namen Dünger dem Acker zuführen muß. Diesen Fehler muß kein Landwirth begehen, wenn er nicht unter saurer vergeblicher Arbeit in Armuth und Dürftigkeit sterben will. Vielmehr muß er suchen



seinem Düngerhaufen die wahre Quintessenz des Düngers dadurch zuzuführen, daß er den gemeinschaftlichen Abtritt so anzulegen und auszustampfen sucht, daß alle menschliche Exkremente mit dem Düngerhaufen vermengt werden. Wer das thut, und aufs beste einzurichten weiß, der hat den Stein der Weisen in der Landwirthschaft gefunden, wenn er anders die Eintheilung seiner Aecker und die Fruchtwechsel gehörig eingerichtet habe. Dieser Dünger verhält sich gegen den Viehdünger in Ansehung einer Wirkung wie 2. 5. Wie viel also durch die Vernachlässigung desselben für den Ackerbau mithin für den Staat verloren geht, würde man nur dann erst einsehen lernen, wenn man den Verlust von einem Dorfe berechnete, um darnach den ungeheuren Verlust eines nur mässig großen Staats sich klar vorzustellen. "Pfu der Gestank!" wird mancher sagen. Der Gestank ist leicht zu mindern, man schütte nur von Zeit zu Zeit etwas Kalk hinzu, so verliert sich der üble Geruch durch die schnellere Verwesung in wenigen Tagen, und dann kann man diesen Dünger nach der Gährung auch



gleich zum Acker hinschaffen, wenn man ihn nicht gern mit anderm Mist vermengen will. Ich will über diesen Gegenstand vor icht nicht mehr sagen, denn dergleichen Abhandlungen werden für manche Leser leicht ermüdend, besonders für solche, deren Beruf es nicht ist, sich mit dem Ackerbau zu befassen.

Die dritte Sorge des Landwirths sey nachdem er den Boden gehörig gepflügt, von Unkraut gereinigt, und reichlich gedüngt hat, die Einsaat.

(Die Fortsetzung folgt.)



IV.

Eine Parabel

von Franklin.

---

Man weiß, daß die Fürsten des Morgenlandes, von den ältesten Zeiten an, einander Wahrheiten und wichtige Sätze unter dem Schleyer von Apologen, Parabeln oder Räthseln vorzulegen pflegten. Diese alte Sitte ist in jenen Gegenden noch nicht ganz abgekommen. Einer der vornehmsten indischen Nabobs schickte vor kurzem einem benachbarten Monarchen folgende Parabel zu!

„Ein Schiffer am Ganges wäre in seiner Kindheit beynahe ertrunken. Sein Vater und Großvater ertranken, weil sie nicht schwimmen konnten; seine älteste Tochter ertrank fast unter seinen Augen, sein Schwiegersohn und eine Enkelinn ertranken in einiger Entfernung von ihm. Noch sind ihm ein paar Kinder und Enkel übrig, von denen ein Einziger schwimmen gelernt hat. Würde dieser Vater nicht wohl



thun, wenn er seine übrige Familie gleichfalls schwimmen lernen ließe?"

Diese Parabel, erwiderte der Monarch so gleich, ist nicht schwer zu verstehen. Ich selbst bin der Vater, die Familie des Schiffers ist mein Volk, der Fluß Ganges sind die Blattern, und die Kunst zu schwimmen — die Einimpfung.



## Gefahren der Aufklärung.

---

So wie sich der Nebel vor unserm geistigen Auge verzieht, fällt uns das Mangelhafte in der jetzigen Einrichtung der Dinge stärker auf. Dahin ist nun der rosenfarbene Schimmer, in dem wir bis dahin die Sachen sahen. Das Wissen wird eine Plage des Geistes. — Aufgeregt wird der Trieb zur Thätigkeit. Man strebt, zu wirken, und findet keinen Wirkungsfreis; man greift an, und wird zurück gestossen. Man geräth in Gefahr, ein Menschenhasser zu werden. Was ist zu thun? Es ist die Aufgabe der Weisheit: die Aufklärung und das Geschäftleben so zu vereinen, daß man weder die Brauchbarkeit für diese Welt, noch den regen Sinn für das Bessere verliere, und daß nun selbst hieraus eine erhöhte Brauchbarkeit für das Beste des Ganzen erwachse.

Man lerne zu dem Ende die Uebel, die man nicht wegräumen kann, mit festem Blick ruhig ansehen. Die zu anhaltende Beschäfti-



gung mit Gegenständen der Aufklärung thut der sanfteren bescheidenen Sitte leicht Abbruch, indem eben aus diesem Streben nach Aufklärung aus der helleren Einsicht nicht selten ein gewisses Selbstgefühl, ein feuriger Muth, und auch wohl ein Troß entsteht, der sich mit Humanität nicht wohl verträgt. Niedliche Freunde der Aufklärung, denen vorzügliche Kraft und lebendiger Sinn für die Wahrheit verliehen ward, müssen daher das Streben nach Aufklärung und besonders das öftere muthvolle Reden und das schärfere Nachdenken über Gegenstände der Aufklärung mit den sanfteren Tugenden des Characters verbinden. Mißlungene Versuche müssen ihn nicht muthlos und träge machen. Mißlingt das größere; Kleineres bleibt ihm übrig, und eigentlich ist nichts Klein im Reiche des Guten.



VI.

H o f f n u n g.

Es reden und träumen die Menschen viel  
Von bessern künftigen Tagen,  
Nach einem glücklichen goldenen Ziel  
Steht man sie rennen und jagen;  
Die Welt wird alt und wird wieder jung,  
Doch der Mensch hoft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,  
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,  
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,  
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,  
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf;  
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,  
Erzeugt im Gehirne des Thoren.  
Im Herzen kündigt es laut sich an,  
Zu was besserem sind wir geboren,  
Und was die innere Stimme spricht,  
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Schiller.

---



## VII.

## Das Aſterreden.

Unter der übeln Nachrede oder dem Aſterreden verſtehe ich die Neigung, etwas der Achtung für Andere Nachtheiliges ins Gerücht zu bringen. Dieſes iſt der ſchuldigen Achtung gegen die Menſchheit überhaupt zuwider, weil jedes gegebene Scandal dieſe Achtung, auf welcher doch der Antrieb zum Sittlichguten beruht, ſchwächt, und, ſo viel möglich, gegen ſie ungläublich macht.

Die geſſentliche Verbreitung deſſenigen, was die Ehre eines Andern ſchmälert, und nicht zur öffentlichen Gerichtsbarkeit gehört, es mag übrigens auch wahr ſeyn, iſt eine Verringerung der Achtung für die Menſchheit überhaupt, um endlich auf unſere Gattung ſelbſt den Schatten der Nichtswürdigkeit zu werfen, und Menſchenscheu oder Verachtung zur herrſchenden Denkungsart zu machen, oder ſein moralisches Gefühl durch den öftern Anblick



derselben abzustumpfen und sich daran zu gewöhnen. Es ist also Pflicht, statt einer hämischen Lust an der Bloßstellung der Fehler Anderer (um sich dadurch die Meinung, gut, wenigstens nicht schlechter als alle andere Menschen zu seyn, zu sichern) den Schleier der Menschenliebe nicht bloß durch Milderung unserer Urtheile, sondern auch durch Verschweigung derselben, über die Fehler Anderer zu werfen, weil Beyspiele der Achtung, welche uns Andere geben, auch die Bestrebung rege machen können, sie gleichmäßig zu verdienen. Um deswillen ist die Auspähungssucht der Sitten Anderer auch für sich selbst schon ein beleidigender Vorwitz der Menschenkunde, welchem sich jedermann mit Recht, als einer Verletzung der ihm schuldigen Achtung, widersetzen kann.

---



## VIII.

## Die Verhöhnung.

Die leichtfertige Tadelſucht, und der Hang, Andere zum Gelächter bloß zu ſtellen, die Spottſucht, um die Fehler eines Andern zum Gegenſtande ſeiner Beluſtigung zu machen, iſt Boſheit. Davon iſt der Scherz, als eine Vertraulichkeit unter Freunden, ſie nur zum Schein als Fehler, in der That aber als Vorzüge des Muths, bisweilen auch außer der Regeln der Mode zu ſeyn, zu belachen, gänzlich unterſchieden. Wirkliche Fehler aber, oder, gleich als ob ſie wirklich wären, angedichtete, welche die Perſon ihrer verdienten Achtung zu berauben abgezweckt ſind, dem Gelächter bloß zu ſtellen, und der Hang dazu, die bittere Spottſucht, hat etwas von teuſſlicher Freude an ſich, und iſt eben darum eine deſto härtere Verletzung der Pflicht der Achtung gegen andere Menſchen.

Hiervon iſt doch die ſcherzhafte, wenn gleich ſpottende Abweiſung der beleidigenden An-



Wisse eines Gegners mit Verachtung unterschieden, wodurch der Spötter, oder überhaupt ein schadenfroher, aber kraftloser Gegner, gleichmäßig verspottet wird. Es ist dieß eine rechtmäßige Vertheidigung der Achtung, die er von jenem fordern kann.

Wenn aber der Gegenstand eigentlich kein Gegenstand für den Wiß, sondern ein solcher ist, an welchem die Vernunft nothwendig ein moralisches Interesse nimmt, so ist es (der Gegner mag noch so viel Spötterey ausgestoßen, hierbey aber auch selbst zugleich noch so viele Blößen zum Belachen gegeben haben) der Würde des Gegenstandes und der Achtung für die Menschheit angemessener, dem Angriffe entweder gar keine oder eine mit Würde und Ernst geführte Vertheidigung entgegen zu setzen.

Kant.



## II.

Zur Cultur: und Sittengeschichte, mit  
Rücksicht auf die hiesigen Gegenden.

U e b e r T i t e l ;

Fortsetzung. \*)

---

Die Titel der Männer haben sich im Lauf der Zeit vorzüglich verändert und vervielfältiget.

Könige und Fürsten hießen in alten Zeiten "Ew. Würden" und "Ew. Gnaden." Hiernächst gelangten die Könige zur "Hoheit," und endlich zur "Majestät," die Fürsten aber zur "Durchlaucht" und "Hoheit."

Indessen bekamen die Kaiser, als die vornehmsten der Kronen Tragenden, schon vor mehreren Jahrhunderten, und früher, als die Könige, den Titel "Majestät." Welche Curialien die Deutschen Fürsten im funfzehnten Jahrhundert gegen ihr Oberhaupt, den Kaiser,

---

\*) S. Bd. II. 6. S. 529.